NEUES LEBEN

Magazin der Jugend

Aus dem Inhalt: **Fischpiraten im Nördlichen Eismeer**

HEFT 8 1955

JUGEND VOM GANGES AN DER SPREE

Indien — Land der Wunder und Geheimnisse? Die Schreiberlinge der britischen Kolonialherren schilderten uns dieses Land als ein romantisches Märchen. In der Tat — die Paläste der Maharadschas und die Tempel sind ein Zeugnis für den Reichtum der Volksphantasie, der schöpferischen Kräfte Indiens. Aber welche Not, welch unvorstellbares Elend haust hinter diesen prunkenden Fassaden. Im Staub der prachtvollen Bauten liegen die Bettler, die Schlangenbeschwörer und religiösen Fanatiker, die ihre ausgemergelten Leiber in den schmutzigen Fluten des Ganges waschen. Die üppigen Wälder und blühenden Oasen verbergen nicht den Geier, der über seinen Opfern kreist.

Wir begegnen dem Indien von Heute und der Zukunft, den jungen Menschen vom Hindi Kala Kendra — dem Indischen Nationalballett.

☆

Wie werden sie bei uns leben? Werden wir uns überhaupt verständigen können? Dann stehen wir ihnen gegenüber, werden von jungen, gesunden und schönen Menschen begrüßt, ohne Scheu, wie alte Bekannte. Sie sehen uns mit ihren tiefbraunen Augen musternd an. Und dann lädt uns einer aus ihrer Mitte zum Frühstück. Sie fühlen sich in der Jugendhochschule „Wilhelm Pieck" sehr heimisch und behandeln uns mit aller Zuvorkommenheit als ihre Gäste. Auch die Mädchen sind nicht verschleiert, wie es jene Bücher lehren, sondern strahlen in ihren farbenprächtigen Saris, um die sie unser Bekleidungsinstitut beneiden kann, Jugend und Anmut aus. Selbst das Frühstück ist wider Erwarten nicht fremdländisch, und uns schmeckt das Omelett und die frische Milch genauso wie ihnen. Sie haben natürlich eine andere Küche als wir. So bestehen ihre Mahlzeiten in der Hauptsache aus Reis und vielem Gemüse. Sie essen nur Hammelfleisch, und fünf von ihnen sind sogar Vegetarier. Nun, die beiden Küchenchefs von der HO sorgen schon für die nötigen Speisen. Nur das original-indische Brot, eine Fladenart, ist bis jetzt ungenießbar geraten.

☆

Ein Sonntag war der Höhepunkt im Gastspiel der indischen Freunde. Sie blieben in der Schule, sahen einen Ausschnitt aus dem deutschen Volkskunstschaffen und zeigten selbst Indiens reiche Kulturschätze. Auf der Bühne standen sie vereint in dem Ruf „Freundschaft — Dosti", die Schüler Wilhelm Piecks und die Söhne und Töchter Nehrus.

☆

Mister Trasy, der Leiter des Balletts, erzählt uns mit lebhaftem Temperament: Hindi Kala Kendra heißt eigentlich „Kulturelles Zentrum" oder besser „Institut zur Pflege der Volkskunst". 1954 wurde es in Bombay gegründet. Es hat sich drei Aufgaben gestellt: die kulturelle Verbindung mit dem Ausland aufzunehmen, die Forschungsarbeit und Neuentwicklung auf dem Gebiete des Tanzes und der Musik zu pflegen. Die erste Auslandsreise führte sie zu uns. Jeder, der Begabung zeigt, kann Mitglied des Instituts werden. Dabei orientiert man sich besonders auf die Jugend. Die Tänzerinnen sind 15, 16 und 20 Jahre alt. Sehr beliebt sind ihre Wohltätigkeitsveranstaltungen. Die Künstler treten auf großen Freilichtbühnen oder in ihren tempelartigen Theatern auf. Die Einnahme dient allein dem Zweck, einem Krankenhaus oder einer anderen sozialen Einrichtung Neuanschaffungen zu ermöglichen. Aus Stiftungen und großen Veranstaltungen an Feiertagen finanziert sich das Institut. Jeder Künstler hat natürlich noch seinen Beruf: Fotografen, Bankangestellte, Arbeiter und Studenten. Da sind die beiden Schwestern Gidwani, die sehr jung aus dem Norden nach Bombay kamen. Versunken lesen sie gerade die Luftpost von ihrem Vater, der als Polizei-Distriktoffizier in Bombay seinen Dienst versieht. Er freut sich sehr, daß seine Töch-

Ganpathrao Jadhav spielt auf seinem Trommelkreis Tabla Taranga.

Bild rechts:
Sehnsüchtige Blicke werfen Puschpa und Ashalata auf den letzten Brummkreisel, den die Meistertänzerin Roopmathie (Mitte) eben erstanden hat.

Bild unten rechts:
Küchenmeister Trautmann nimmt eine originalindische Bestellung entgegen.

Sheena Gujaran ist nicht nur Tanzsolist, sondern auch ein temperamentvoller Begleiter des Instrumentalsolisten.

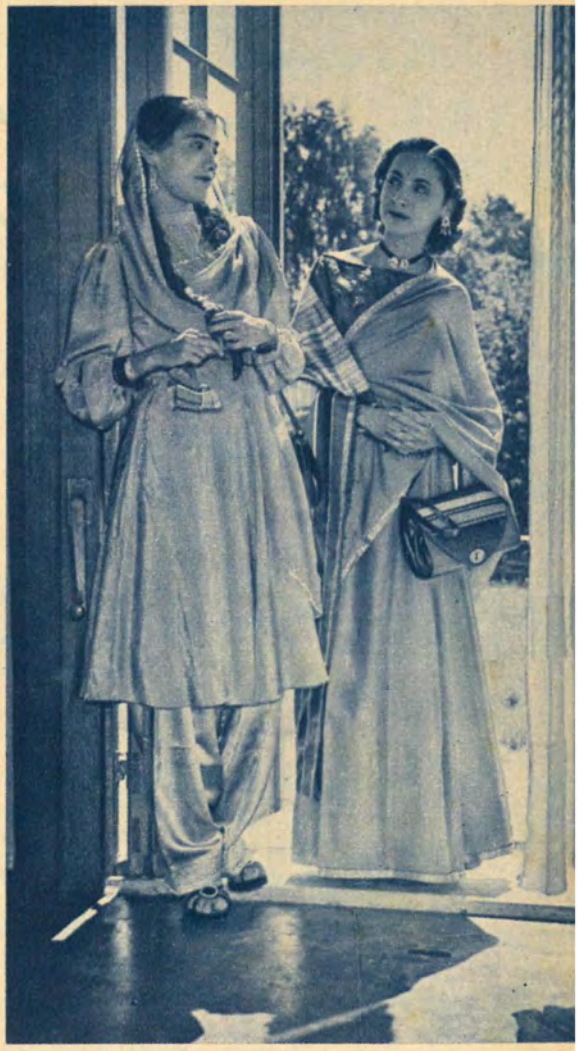
Fotos: Krüger

ter nach Deutschland fahren konnten und noch mehr, wenn sie nach ihrer Rückkehr viel erzählen können.

Ganpathrao Jadhav, der zweitgrößte Künstler seiner Art in Indien, spielt 16 Instrumente, die er zum Teil selbst entwickelt hat: die verschiedenartigsten Trommeln, wie der große Trommelkreis Tabla Taranga, die Chendra, die Pakhvay sowie mehrere Saiteninstrumente. Einen eigenartigen Zauber strahlt seine Musik aus, die aber auch uns, so fremdländisch sie klingt, in ihren Bann zieht. Mister Kenkre, von Beruf Ingenieur, ist bei der Truppe als Inspizient tätig. Er ist ein Allerweltsmann. Vom ersten Tage in Deutschland, lernte er deutsch sprechen und kann sich heute mit uns verständigen. „Es war notwendig, weil ich als Vorkommando nach Berlin kam und im Hotel Adlon niemand englisch sprach." Er ist aber auch sonst allen Dingen gewachsen. Wenn jemand krank ist, assistiert er auch dem großen Instrumentalsolisten Jadvah.

☆

Wir besichtigen die U-Bahn. Etwas, was die indischen Freunde nicht kennen. Aber in Bombay beginnt man jetzt auch, eine U-Bahn zu bauen. Die Mädchen stehen mit großen Kinderaugen vor einem Spielwarengeschäft. Die Puppen und der singende Kreisel haben es ihnen angetan. Jadhav



Die Schwestern Sulochana und Sundari Gidwani in ihren herrlichen Nationaltrachten.

kauft für seine Frau und für seine Jungen Andenken aus Deutschland, kleine Perlentäschchen. Und in der U-Bahn scherzt der sonst so ruhige Charaktertänzer Namboodhri, von uns „Othello" genannt, mit einem kleinen blonden Mädchen, daß keine Angst vor diesem „schwarzen Mann" hat.

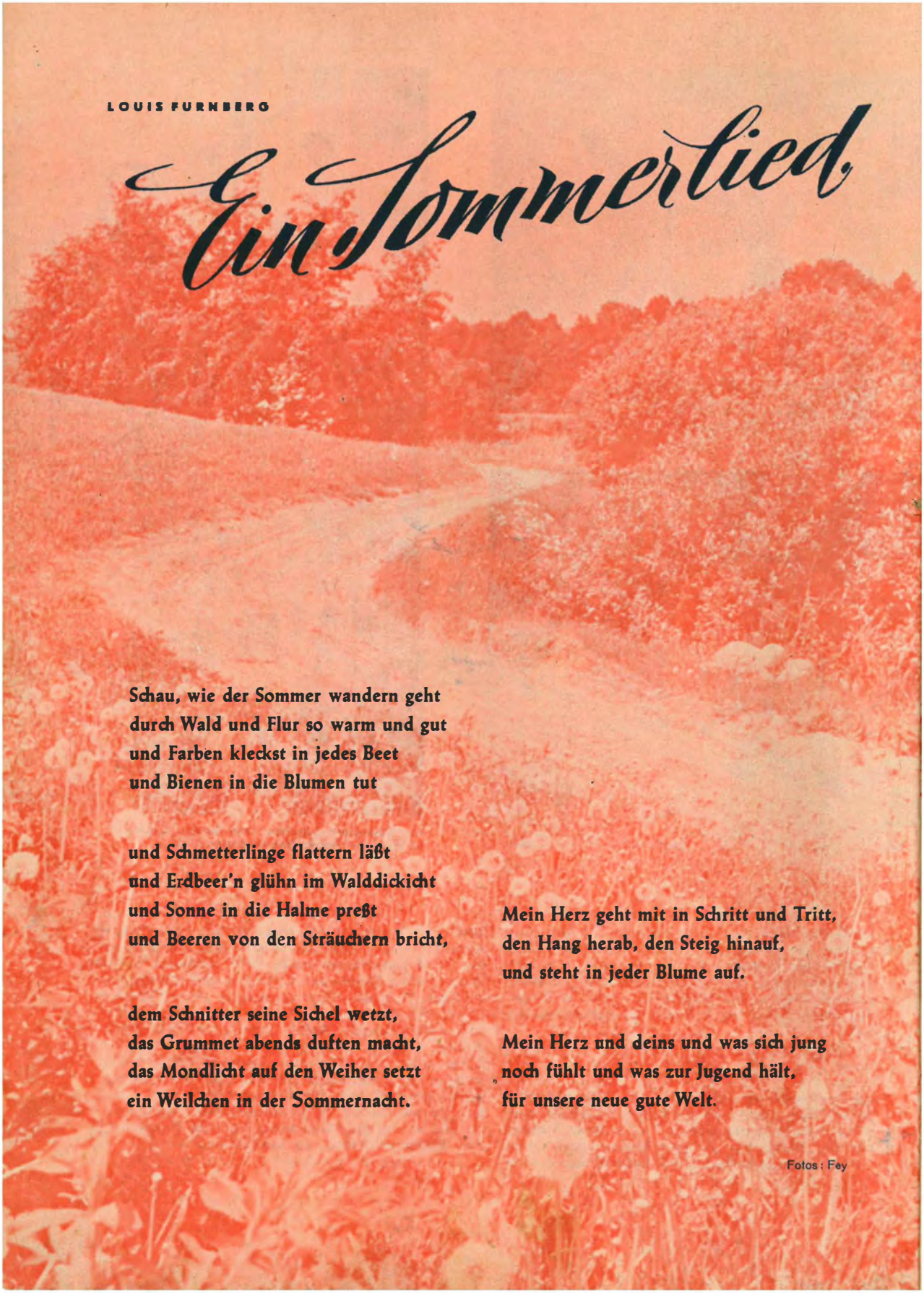
☆

Im Saal verlöscht das Licht, fremdländische Musik erklingt. Eben noch die netten Gesellschafter, geben sich jetzt die Künstler ganz ihren Tänzen und der Musik hin. Zu uns, dem deutschen Publikum freundschaftliche Brücken schlagend. Uns sind ihre Tänze fremd, aber wir verstehen das Erwachen der Lotosblumen und den von Blüte zu Blüte flatternden Falter. Wir verstehen den zauberhaften Traum des Künstlers und den übermütigen Tanz des Bauernpaares, das seine Ernte sicher eingebracht hat. Wir erleben als Finale das eindrucksvolle Ballet Samrat Ashoka. Der Kaiser Ashoka, der von einem Feldzug siegreich zurückkehrt und doch von Kummer erfüllt ist, weil er so vielen den Tod oder die Gefangenschaft gebracht hat. Die Witwen und Greise klagen ihn an. Da legt er die kaiserlichen Gewänder ab und nimmt die Mission auf sich, die Botschaft des Friedens überall zu verkünden.

Wolf

LOUIS FURNBERG

Ein Sommerlied



Schau, wie der Sommer wandern geht
durch Wald und Flur so warm und gut
und Farben kleckst in jedes Beet
und Bienen in die Blumen tut

und Schmetterlinge flattern läßt
und Erdbeer'n glühn im Walddickicht
und Sonne in die Halme preßt
und Beeren von den Sträuchern bricht,

dem Schnitter seine Sichel wetzt,
das Grummet abends duften macht,
das Mondlicht auf den Weiher setzt
ein Weilchen in der Sommernacht.

Mein Herz geht mit in Schritt und Tritt,
den Hang herab, den Steig hinauf,
und steht in jeder Blume auf.

Mein Herz und deins und was sich jung
noch fühlt und was zur Jugend hält,
für unsere neue gute Welt.

Fotos: Fey

HELMUT ZEMKE

Fischpiraten im Nördlichen Eismeer

Kapitän Knief und seine Berberlöwen

Kapitän Knief zieht seine Taschenuhr. Er wirft einen vielsagenden, väterlich mahnenden Blick in die bacchantische Runde. „Um 15.00 Uhr ist alles an Bord." Das ist die kürzeste Stunde für einen Seemann — die letzte Stunde vor der Ausfahrt. Hinter dem schäumenden Pilsner und dem Tabaksnebel erhebt sich ein rebellisches Gemurmel. Irgendeine Stimme ruft: „Wir laufen nicht aus!" Aber sie geht unter im Lärm der Weiterzechenden, die bereits über die Wetteraussichten philosophieren und astronomische Fangergebnisse lallen. Da sitzen sie, 30 verwegene Jungs, Fischer und Fahrensleute von der mecklenburgischen Küste, um einen langen Tisch in einem großen Saal des Fischkombinats Rostock.

Der untersetzte Maschinist Richard hebt sein Glas: „Maschine klar, Maschine dreht!" sagt er lächelnd und nickt uns zwei Amateurseeleuten aufmunternd zu. Wahrhaftig, wir haben eine Aufmunterung sehr nötig, denn nach all dem, was wir bisher von der Seefahrt erfahren haben, zeichnet sich vor unserem inneren Auge ein wenig anziehendes Bild. Wir sitzen recht kleinlaut dazwischen und hören schreckliche Geschichten von Havarie, Orkan und Absaufen, von Fischen, die Zehen und sonstige Extremitäten abbeißen. Besonders erschüttert sind wir über die Tatsache, daß seekranke Menschen in ihrem inneren Drange über Bord streben. Es scheint uns, als richten sich 30 Augenpaare schadenfroh auf unsere jetzt schon bleichen Gesichter. Aber dann kommt Trost, man zwinkert uns lustig zu. „Immerhin haben wir durch euch ein wenig Abwechslung." Das erfüllt uns mit Stolz, so sind wir doch nicht ganz unnütz auf dem Dampfer. Dampfer? Richard, der Maschinist, macht eine verächtliche Gebärde. Unser Trawler hat einen Diesel, Freund. Ein Maschinchen von über 1000 PS. Mit dem fahren wir um den Globus, wenn's drauf ankommt. Er verdrängt 1050 t Wasser und kann 4500 Zentner laden. Das läßt sich hören. Gleich fühlen wir uns sicherer und stoßen vor Begeisterung mit dem stellvertretenden Minister an, der unter den Fischpiraten sitzt und sich sehr wohl fühlt. Er war aus Berlin gekommen, um die Besten mit einem Orden auszuzeichnen. Richards Revers schmückt das Aktivistenabzeichen, und auch der lange Bordelektriker Rolf, FDJ-Sekretär des Jugendtrawlers Karl-Marx-Stadt, strahlt über die ehrende Quittung für seine gute Arbeit.

Der 21jährige stammt aus der Münzerstadt Mühlhausen. Im Eisenhüttenkombinat J. W. Stalin holte er sich Berufserfahrungen. 1953 trieb ihn der Wunsch, etwas von der Welt zu sehen, zur Hochseefischerei. Der jugendliche Leser wird diesen schlanken Jungen mit den lebenslustigen Augen, den vollen Lippen und dem heftig sprießenden roten Bart um seine Weltkenntnisse be-

neiden; und sicher auch um seine Tatkraft. Denn Rolf und seinem Org.-Leiter Gerhard ist es in erster Reihe zu verdanken, daß ROS 204 Jugendtrawler wurde. Im März 1954 kamen die Jungs zusammen, um auf diesem Schiff ihre erste Reise zu machen. Während die aufgepeitschte See in wilden Attacken über Deck rollte, während das tüchtige Schiff schwankend und ächzend gegen den Sturm ankämpfte, saßen Rolf und Gerhard in der Messe und berieten den Sturmangriff auf die Bürokratie. 73 Prozent der Besatzung sind junge Leute. Zum Kuckuck, und die Betriebsleitung ist dagegen, daß ROS 204 Jugendtrawler wird. Vergebens forscht der logische Menschenverstand nach logischen Gründen. Die Jungs lachten lauthals als sie erfuhren: Auf der Werft liegen sechs neue Trawler — und weil einer von diesen Jugendtrawler werden soll, kann es ROS 204 nicht sein. Die Gruppe protestierte, doch die Betriebsleitung kommandierte: Nein! Rolf und die anderen sagten: Dennoch! Auf einer Betriebsdelegiertenkonferenz setzten sie ihren Beschluß durch. Am 28. August, nach vier Monaten Kampf siegten die jungen Fischer, wie sie Tag und Nacht die launische Natur besiegen mußten: ROS 204 war Jugendtrawler.

Es ist halb drei nachmittags. Eine verschwenderische Sommersonne flimmert über den großen Fischhallen, den Lagerschuppen, den Kais und Schiffen im Hafen von Marienehe. Plötzlich heult eine Sirene. Ein Zug lärmender, ausgelassener junger Menschen bewegt sich auf die Piers zu. Alle Achtung — sie haben neben etlichen Litern Bier auch Disziplin im Leib. Die Uhr des Kapitäns wurde nicht vergessen. Kapitän Knief steht auf der Kommandobrücke und mustert seine Piraten. Ja, sie sind ein schwieriges Volk, und es gehört manchmal die Energie eines Löwenbändigers dazu, sie im Zaume zu halten. Schwer und entbehrungsreich ist die Arbeit des Fischers. Auf drei oder vier Wochen eingesperrt, getrennt von Eltern, Geschwistern und Bräuten, abgeschieden von der Welt, ihre Welt sind die schwankenden Schiffsplanken, gegerbt von Orkan, Brecher und Eis, das ist die rauhe Wirklichkeit, deren Romantik, deren tiefer Sinn sie nicht losläßt. Sie können kämpfen und arbeiten. Tage und Nächte. Tausend Schlachten schlagen sie für das Leben anderer. Sie sind derb geworden, und sie sind auch derb in ihren Vergnügungen. Wenn sie nach vier Wochen für wenige Stunden an Land gehen, glauben sie alles, worauf sie solange verzichten mußten, nachholen zu müssen. Deshalb geht ihnen auch manchmal das Gefühl für das Maß verloren. Das sauerverdiente Geld rinnt durch die Kehle, und wenn es um die „Seemannsehre“ oder um ein Mädchen geht, werden schnell und großzügig Kinnhaken verteilt.

Den Fisch, den sie fangen, verspeisen wir mit dem größten Vergnügen — ihre Rauheit und „Unmoral“ jagt uns eisige Schauer über den Rücken. Das Meer ist kein Salon. Und schlechte Gewohnheiten kann man nur durch Erziehung beseitigen und nicht durch „moralische Entrüstung“.

Unser Trawler gleitet an den riesigen Stahlkonstruktionen der Warnow-Werft vorüber. Ein neues Schiff liegt auf Kiel. Es ist der neue 10 000-Tonnen-Handelsdampfer, der größte unserer Republik. Er wird im nächsten Jahr vom Stapel laufen. Rolf schaut mit sehnsüchtigen Blicken hinüber. „Wenn ich studiert habe“, sagt er träumerisch, „werde ich auf diesem Schiff als Elektroingenieur fahren.“

Nebel im Sund

Noch lange stehe ich auf dem Peildeck und blicke zurück auf die hinter uns versinkende heimatliche Küste. Die imponierenden Stahlgerüste, die

Der Kapitän am Funkpeiler

Der Bordelektriker Rolf

Matrose Fietje als Nebelposten

große Helling der Warnow-Werft, die 30 000 t-Schiffskolosse, zu denen wir emporschauen mußten und endlich auch der steinerne Arm der Hafenmole von Warnemünde ertrinken in der Abenddämmerung. Das geschäftige Rostock zieht an meinem inneren Auge vorbei, die neuen Bauten, in denen die hanseatischen Traditionen neue Formen gefunden haben, die Schifferkneipe „Alte Kogge" mit dem süffigen Bier und den abgewetzten Laubenbänken, auf denen vierschrötige Seeleute ihr Garn verspinnen; all das übt auf die Phantasie des Nordmeerfahrers einen unwiderstehlichen Reiz aus; ist er stärker als aller Erlebnisdrang? Für vier Wochen liegt Deutschland jenseits der Erinnerungen; die Neugierde ist erwacht, auf Fernes, Ungewisses.

Die Matrosen betrachten uns wie seltene Fische, die ihnen der Zufall ins Netz gesteuert hat. Sie gehen um uns herum mit einem undurchdringlichen Lächeln, aus dem allenfalls irgendeine Art Neugier spricht. Sie sind neugierig, wie sich das Landvolk betragen wird, aber in erster Linie sind sie neugierig auf die Beute, auf den Verlauf der Reise und auf das gute Wetter. Aber das Wetter tut ihnen nicht den Gefallen. Plötzlich hüllen uns dicke Nebelschwaden ein. Noch ehe wir in den Sund einfahren können, haben die Nebelfinger das Schiff gepackt und halten es gefangen. Vorn auf der Back steht der Posten im Schafspelz und starrt in die graue Wand hinein. Das Nebelhorn schickt seinen schwermütigen Ton über das Wasser, sonst ist es gespensterhaft still. Bald kann der Kapitän von der Kommandobrücke sein Vorschiff kaum noch erkennen. Plötzlich blinkt ein Licht durch die wallenden Schleier. Hart an Steuerbord zieht ein Schiff vorbei. Dunkel sind seine Umrisse, der dumpfe Takt der Maschine, Kommandoworte und das Gelärm der aufgeregten See verschlingt der Nebel. Der fliegende Holländer gleitet lautlos vorüber. Die Atmosphäre ist wie feuchte Watte. Ich beuge mich über die Reeling und habe das Gefühl, als stoßen meine Augäpfel wie Stethoskope in das Grau. Diesmal ging es gut, denke ich, aber was geschieht, wenn irgend so ein Geisterschiff vor unserem Bug auftaucht? „Das ist beinahe wie damals", sagt da eine Stimme neben mir. Es ist Rolf. Er lacht jungenhaft und zeigt seine blendend weißen Zähne. „Wie damals?" frage ich fordernd. „Ja", entgegnet er, „der Wettergott ist launisch. Noch eben liegt das Meer wie ein schlafender Riese friedlich da, und schon in den nächsten Minuten wühlen Böen das Wasser auf.

Wir fischten bei Anda. Die See war ruhig. Plötzlich briest es auf. Millionen Tropfen sprühen über Deck. Schnee wirbelt durch die Luft. Verbissen stemmen sich die Matrosen gegen den Wind. Das Netz wird mit großer Anstrengung außenbords gefiert. Die Augen der Männer sind verklebt. Keine 200 m weit kann man sehen. Immer wieder gibt der Kapitän das Warnsignal. Da tauchen aus dem Flockenwirbel die Konturen eines Schiffes auf. 150 -- 100 — 50 m backbord voraus. Es steuert direkt auf uns zu. Unheimlich wird uns zumute."

„Das Geisterschiff", werfe ich scherzhaft ein. Rolf zuckt geringschätzig die Schultern: „Ob Geisterschiff oder nicht, das ist egal", sagt er trocken, „Ramming ist Ramming! Der Kapitän reißt geistesgegenwärtig den Hebel des Maschinentelegraphen herum. Stop und volle Kraft zurück. Die Matrosen suchen hinter irgendwelchen Gegenständen Deckung. Schwarz türmt sich die Steuerbordflanke des Fremden vor uns, da geht auch schon ein Stoß durchs ganze Schiff. Wir halten uns krampfhaft fest. Der Rumpf erzittert, ächzt, als würde er auseinanderbersten. Wir hören es splittern und krachen. Wir sehen die fremde Besatzung platt auf der Nase liegen. Dann schert der andere elegant steuerbords vorüber und verschwindet in der nächsten Schneeböe. Sofort hievten wir unser Netz und hielten, nachdem das Wetter aufklarte, Ausschau nach dem Havaristen. Etwa zwei Meilen entfernt trieb denn auch ein englischer Fischdampfer. Es war die ‚Thuringia' von der ‚Company Grimsby'."

Der Nebel greift mit seinen feuchten Händen nach uns. Der Sund ist eng. Ich habe keine Lust, die Story von Rolf selbst zu erleben. Obwohl — als ich noch festen Boden unter den Füßen hatte, wünschte ich mir tapfer einen Or-

Fotos: Ulla

kan. Hier draußen auf der Höhe von Skanör verschieben sich die Perspektiven.

Kopenhagen

Wie eine grüne Schildkröte liegt die Middlegrund-Festung vor der weit hingebreiteten Küste Kopenhagens. Es ist eine der Inseln, die den Dänen ursprünglich die Herrschaft über den Zugang zur Ostsee sichern sollten. Eingesprengte Bunker, glatte mit grünem Tarnanstrich versehene Betonwände und drohende Geschützrohre sichern jedoch höchstens das militärische Prestige des kleinen Königreiches. Für die Militärexperten haben die Forts kaum einen Wert. Die Bewohner der alten Handelsstadt Kopenhagen wissen, daß ihre tätige Hilfe am Bau des Friedens mehr nützt als alle Festungswerke zusammen. Kopenhagen ist das Symbol dieser Wissenschaft. Hier sprachen die Abgesandten der Völker das erste Mal zur Welt. Von hier aus, von der kleinen Ostseeinsel Seeland schlugen Menschen Brücken über Meere und Kontinente.

Gegen den ockerfarbenen Himmel heben sich die Silhouetten des Rosenborgschlosses, der Marktor-Kirche, der unzähligen gigantischen Kran- und Werftanlagen ab. Ein Wald von Masten grüßt aus dem Freihafen herüber. Es ist ein vieltönender Gruß des Lebens. Die Lichterkette des Flugplatzes von Kastrup begleitete uns lange, bis hinaus, wo Wälder und Hügel an die Ufer treten. Auf einer ausgezeichneten Autostraße, die den Windungen und Einschnitten der Öresund-Küste, der dänischen Riviera, folgt, kommt man nach Helsingör, der alten Königsstadt, mit ihrem prachtvollen Renaissancebau, der Kronborg, dem Lustschloß der Dänenkönige. Unter ihren Mauern rauschen die Wogen, und auf den Wällen, auf denen Prinz Hamlet dem Geist seines Vaters begegnete, weht einen der Salzgeruch des Meeres an. An dieser Stelle treffen sich die Wasser des Sund und des Kattegat. Zum Greifen nahe liegt Helsingborg, die schwedische Hafenstadt, mit ihren Getreidesilos und den besonders zahlreichen amerikanischen Öltanks.

Die Kronborg ragte weit sichtbar hinüber zu den Eroberern. Sie war eine Manifestation der Macht. Hamlet aber wußte um die Grundlagen dieser Macht. Während die Eroberer mit sehnsüchtigen Blicken herüberspähten, fraßen Heuchelei, Mord und Korruption an den Fundamenten.

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
daß ich zur Welt, sie einzurichten kam . . ."

So läßt der große humanistische Menschengestalter Shakespeare seinen Helden sagen. Hamlet, der Prototyp des Zauderers? Amleth, der Held der nordischen Sage, ist alles andere — er ist ein Tatmensch. Der König, sein Oheim, hat den Vater Amleths ermordet, um sich in den Besitz der Krone zu bringen. Da diesem der Neffe unbequem, ja gefährlich wird, schickt er Amleth nach Britannien zu seinem königlichen Blutsbruder, der, insgeheim benachrichtigt, den Prinzen ermorden soll.

Amleth entdeckt das. Er tötet entschlossen die meuchelmörderischen Abgesandten seines Oheims und heiratet die Tochter des britischen Königs. Dann beginnt er, nach Jütland zurückgekehrt, das Werk der Rache; er durchbohrt den Mörder seines Vaters und läßt das Schloß in Flammen aufgehen.

Abendstimmung vor Kopenhagen

Der Literaturkritiker sagt: Shakespeare konnte die Frage nach Sein oder Nichtsein nicht lösen, seine Größe besteht darin, daß er sie gestellt hat. In Kopenhagen ist diese Frage 1947 beantwortet worden. Die Nationen entschieden sich für das Leben.

Reporters Erwachen und ein Kaffeeschnack

Wir schlafen im Acht-Mann-Logis. Es liegt achtern, direkt hinter der Maschine, und wird von der Mannschaft „Heldenkeller" genannt. Wir fühlen uns aber gar nicht als Helden. Ein einziges Skylight, d. i. ein winziger Schacht, der zum Oberdeck hinaufführt, sorgt für den notwendigen Sauerstoff. Sauerstoff ist hier unten rationiert. Zwischen den Lamellen der Heizung dampfen die nassen Socken der Leute. Die triefenden Gummistiefel hängen malerisch über der Stuhllehne, und auf dem Tisch steht ein zerknautschter, fettiger Pappkarton mit Brot und Butter. Man sollte es kaum glauben, aber unter diesen Umständen glänzt auch die elektrische Birne öligtrübe. Die Wände vibrieren unter dem stamp-

(Fortsetzung auf Seite 46)

Helsingör mit alter Schaluppe

Die Nacht nach dem VERRAT

RAINER KERNDL

(1. Fortsetzung und Schluß)

Franz Laschner war nur wenige Schritte auf der Straße gerannt, dann hatte er sich in das Dunkel der Türnischen und Einfahrten zurückgezogen und war in deren Schutz langsam davongehuscht. Nun aber lag ein von Trümmern befreiter Platz vor ihm, nun gab es keinen Schutz mehr, er mußte über die offene Stelle, die zudem noch von einer Straßenlaterne mäßig erhellt wurde. Keine hundertfünfzig Meter waren es, die er sich vom Eingang der „Badewanne" entfernt hatte.

Er hörte die klappernden Schritte der Halbwüchsigen auf sich zukommen, unaufhaltsam kamen sie heran. Laschner wandte sich um und floh mit unregelmäßigen Sprüngen weiter. Noch war er nicht in der Lage, seine Beine so zu gebrauchen, wie er es unter normalen Umständen hätte tun können, aber doppelte Whiskys in der Menge waren eben keine normalen Umstände, schon gar nicht für ihn.

Er rannte über eine Straßenkreuzung und glaubte für einen Augenblick, seine Verfolger abgeschüttelt zu haben. Aber da hörte er sie schon wieder, vernahm keuchend ihre Schritte, ihre Rufe, und es durchfuhr ihn heiß bei dem Gedanken, sie könnten ihn einholen.

„Max, ich komme!" stieß er zwischen den Zähnen hervor, und dabei kam es ihm gar nicht zum Bewußtsein, was er da sagte; aber es war das, was ihn seit Minuten ganz und gar ausfüllte, es lag in diesen drei Worten alles, was ihn veranlaßt hatte, aus dem Lokal zu rennen und Eddy niederzuschlagen. Er rannte an einem Tor vorbei und gleich darauf an einer engen Pforte, die neben diesem Tor lag und zum gleichen Hof gehörte. Die Pforte war offen.

Keuchend hockte sich Franz Laschner hinter einen Stapel aufgetürmter Holzkisten. Hier drin, in dem Schuppen, war es dunkel und unheimlich still. Um so besser vernahm er das Getrappel der draußen auf der Straße umherhastenden Halbwüchsigen, hörte ihre Rufe, die immer wütender wurden, je länger sie ihn suchten und nicht fanden.

Laschner war in seiner Angst in diesen Hof und in den dazugehörigen Schuppen gelaufen. Nun, da er ein wenig ruhiger wurde, fand er sich in der Lage, seine Situation zu überdenken. Blitzartig wurde es ihm klar, daß er falsch gehandelt hatte. Waren die Burschen nicht gar zu dumm, mußten sie bald herausfinden, daß er sich hier drinnen verkrochen hatte. Sie hätten ja nur auf seine Schritte zu hören brauchen; die waren verstummt, als er hier hereingeschlüpft war. Das mußte den Verfolgern klarmachen, daß er nicht auf der Straße weitergerannt war und sich folglich in ihrer unmittelbaren Nähe aufhalten mußte.

„Los, den Hof durchsuchen!" forderte draußen eine helle Stimme. Heiß schnitt der Befehl durch Laschners hastende Gedanken. Jetzt mußten sie ihn gleich finden . . .

Draußen näherten sich Schritte, die Stimmen wurden immer lauter. Laschner schob sich an den Kisten hoch und huschte hinüber auf die andere Seite des Schuppens. Es gab nur diesen einen Ausgang nach dem Hof hin, wollte er hinaus, dann mußte er diesen benutzen. Und hinaus mußte er, hinaus aus diesem Schuppen, aus dem Hof, hin zur Voltastraße . . .

Plötzlich wurde er ruhig. Nun war ihm alles gleichgültig, nun hatte er keine Angst mehr. Eine Sekunde lang wollte er sich selbst über diese Ruhe wundern, die unvermittelt in ihm war. Hatte er schon zuviel der Aufregungen gehabt in dieser Nacht?

Drei oder vier der Burschen standen etwa fünfzehn Meter vor dem Schuppen, sahen sich suchend im Halbdunkel um, das mit dem ersten Morgengrauen kämpfte. Aus irgendeinem Winkel des Hofes rief einer:

„Im Hof ist er nicht!"

„Auf der Straße auch nicht, er kann nur hier drin sein!" antwortete ein anderer.

Illustration: Poche

Langsam wandte sich einer der Verfolger zum Schuppen hin. Franz Laschner zuckte von dem Spalt, den er zwischen den Schiebetüren offengelassen hatte, zurück. Da wich der Halt, nach dem seine tastende Hand suchte, leise nach hinten aus. Franz Laschner drehte sich um und sah, daß gleich hier am Eingang des Lagerschuppens mehrere Tonnen lagen. Sie schienen mit irgendeiner Flüssigkeit gefüllt zu sein, waren aus Metall und ließen sich nur schwer bewegen. Doch gleich merkte er auch, weshalb das so schwer war: Der Zementboden neigte sich ein wenig nach dem Ausgang hin, und vor die zwei vordersten der Tonnen waren Holzklötze gelegt, die es verhinderten, daß die Fässer gegen die Flügel der Tür rammten . . .

Rasselnd wurde ein Flügel der Wellblechtür zur Seite geschoben. Ein junger Bursche stemmte sich dagegen und spähte mit weitaufgerissenen Augen in das Dunkel der Lagerhalle. Franz Laschner duckte sich blitzschnell neben die linke vordere Tonne nieder und riß den schweren Holzklotz zur Seite . . .

Ächzend und knirschend setzte sich das Faß in Bewegung, gleich darauf das dahinterliegende, das dritte verharrte einen Moment, dann folgte es den beiden ersten. Das Knirschen wurde zu einem Poltern, mit dumpfen Schlägen rieben sich die Tonnen aneinander und bewegten sich immer schneller die wenigen Meter zur offenen Tür, zum Hofe hin.

Mit einem Schreckensruf sprang der Bursche von der Tür zurück und hinab auf den Hof. Vor dem Schuppen war eine etwa zwei Meter breite Laderampe, die sich fast einen Meter über den Boden erhob. Das erste Faß rollte hinaus auf die Rampe, schlug dröhnend unten auf dem Hof auf und blieb schwerfällig schwankend liegen. Doch immer schneller folgten die nächsten, stürzten auf die schon unten liegenden Tonnen und kullerten krachend nach allen Richtungen über den Hof. In den metallisch dumpfen Lärm mischten sich die Schreckensrufe der Verfolger.

„Bloß raus hier!" schrie Eddy. „Bloß weg, sonst glauben sie noch, wir wollten hier ein Ding drehen."

Der Platz in der Halle, auf dem die Tonnen gelegen hatten, war leer. Auf dem Hof war es wieder still. Laschner spähte vorsichtig hinaus. Die Halbwüchsigen waren verschwunden, irgendwo hörte er noch das Trappen ihrer Schuhe. Aber jeden Augenblick konnte jemand kommen, herbeigelockt durch den Lärm, der eben noch die Stille zerrissen hatte.

Noch einmal vergewisserte sich Laschner, daß niemand zu sehen war, dann huschte er aus der Lagerhalle, sprang die Laderampe hinab und rannte über den Hof. Er machte sich kaum die Mühe, den verstreut umherliegenden Tonnen auszuweichen, auch benutzte er nicht den dunklen Schatten der Mauer, die den Hof abgrenzte. Nur hinaus, zum nächsten S-Bahnhof, mehr wußte und mehr wollte Franz Laschner nicht . . .

Im Hausflur zum Mietshaus Voltastraße 76 standen drei Männer. Sie hatten die Hände fröstelnd in die Manteltaschen geschoben und ihre Hüte ließen kaum die Augen frei. Die Männer der Abteilung K 5 aus dem Westberliner Polizeipräsidium in der Friesenstraße warteten auf den entflohenen und heimgekehrten Fremdenlegionär Max Kirsch.

An der Straßenecke Voltastraße—Wattstraße stand Oberwachtmeister Heinrich Amsel.

Zu seiner Erbitterung hatte man ausgerechnet ihm befohlen, an der Verhaftung Kirschs, wenn auch nicht direkt, so doch helfend teilzuhaben. Man hatte ihm befohlen, an der Ecke ganz harmlos auf- und abzupatrouillieren, wie das eben ein Polizist auf seinem Streifengang tut. Zwar stand sonst an dieser Straßenecke kein Posten, und für gewöhnlich war dort auch kein Streifenwechsel. Aber Amsel sollte dadurch die Möglichkeit haben, sowohl die Wattstraße wie auch die Voltastraße zu beobachten, und von einer Seite mußte Kirsch ja kommen.

„Wenn Sie den Mann von weitem sehen", hatte man Amsel gesagt, „dann gehen Sie hinüber auf die gegenüberliegende Seite von der 76 und reiben sich die Hände. Wir wissen dann Bescheid und machen uns fertig, den Burschen in Empfang zu nehmen." Man hatte ihm auch ein schlecht reproduziertes Foto von Max Kirsch gezeigt, und obgleich wirklich jeder zehnte Mann wie der auf dem schlechten Bild aussehen konnte — Heinrich Amsel sah immer dieses Gesicht vor sich. Was auf dem Lichtbild nicht zu erkennen war, das formte seine Phantasie hinzu, und allmählich war ihm so, als müßte er diesen Max Kirsch schon seit vielen Jahren kennen. Dabei hatte er ihn nie gesehen.

Als wenige Schritte von ihm entfernt ein Mann in eine Toreinfahrt schlüpfte, fuhr er hoch. Er starrte erschrocken in das abgehetzte Gesicht des Fremden und wußte, daß dieser nicht der Gesuchte war. Obwohl sich der Mann von den Augen des Oberwachtmeisters entdeckt wußte, drückte er sich dicht an die Mauer der Toreinfahrt. Seine Augen aber bohrten sich in einem Gemisch aus Angst und Erregung in Amsels Gesicht. Flüchtig sah sich der Oberwachtmeister um. Die Kriminalbeamten von K 5 standen in den Hauseingängen der Voltastraße, hier war niemand zu sehen. Mit raschen Schritten ging er auf den Mann in der Toreinfahrt zu: „Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Franz Laschner schüttelte heftig den Kopf, doch brachte er kein Wort heraus. Seine Hände zitterten, und in seinen Augen standen Tränen.

„Wo wollen Sie hin? Sind Sie krank?" drängte Heinrich Amsel heftig.

Jetzt würgte Franz Laschner hervor:

„Habt ihr ihn schon?"

„Wen?" fragte Amsel und wußte im gleichen Moment, wer gemeint war.

„Was wissen Sie davon?"

„Ich habe ihn verraten!" schluchzte Laschner auf. Unwillkürlich trat Amsel einen Schritt zurück. Jetzt erinnerte er sich auch wieder, gestern nachmittag diese Stimme undeutlich aus dem Nebenzimmer auf dem Revier gehört zu haben. Dann fiel ihm ein, daß er sich einen Verräter eigent-

(Fortsetzung auf Seite 32)

Mephisto und der Schüler

Goethes tiefstes und reichstes Werk, der „Faust", gehört zum unvergänglichen Besitz unserer großen deutschen Literatur. Es ist das Hohelied vom Menschen, der strebend sich bemüht, vom tätigen, fortschreitenden, aber auch irrend zurückschauenden Menschen. Faust, Doktor und Universitätslehrer, steht zwischen dem Guten und Bösen. Mephisto, der Teufel, versucht, Faust zu üblen Taten zu verführen. Allein der wahre Mensch in Faust setzt sich durch. Mephisto ist aber nicht nur einfach das böse Prinzip. Durch seinen Mund sagt der Dichter dem Publikum so manche Wahrheit.

Hier die bekannte Schülerszene. Mephisto hat sich während der Abwesenheit Fausts in einen würdigen Magister verwandelt. Ein Schüler, der an der Universität sein Studium beginnen will, holt sich Rat bei ihm, welche Fakultät wohl die beste sei.

Die Bilder auf den nächsten beiden Seiten stammen aus der jüngsten Faustinszenierung des Deutschen Theaters Berlin. Mit großer Meisterschaft verkörpert Ernst Busch den Mephisto.

Schüler: Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephisto: Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie and're mehr.

Mephisto: Habt Ihr Euch sonst schon umgetan?

Mephisto: Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist Euch, es müßt' so sein:
Das erst' wär' so, das zweite so;
Und drum das dritt' und vierte so;
Und wenn das erst' und zweit' nicht wär',
Das dritt' und vierr' wär' nimmermehr.

Mephisto: Wer will was Lebendigs erkennen und [beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.

Mephisto: Mein teurer Freund, ich rat' Euch drum
Zuerst Collegium Logicum.

Mephisto: Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück.

Schüler: Fast möcht' ich nun Theologie studieren.
Mephisto: (kommt der Kaffee hoch)
Ich wünschte nicht, Euch irrezuführen.

Schüler: (liest)
Eritis sicut Deus, scientes bonum et
[malum
(... und werdet sehen wie Gott und wissen,
was gut und böse ist.)

Fotos: Pisarek

Gruß VON DER OSTSEEKÜSTE

Waren Sie schon einmal im „Interclub"? Ich meine den internationalen Matrosenklub in der polnischen Hafenstadt Gdynia, dem Tor Volkspolens zur Ostsee und allen Weltmeeren. Ein wahrer Kulturpalast mit herrlichen Klubräumen, in denen es an bequemen Sesseln und anderen schönen Möbeln ebensowenig fehlt wie an dicken Teppichen, die die Atmosphäre noch behaglicher machen. Neben modern eingerichteten Theater- und Kinosälen, Lesesälen und einer großen Bibliothek gibt es dort viele geschmackvoll ausgestattete kleinere Zimmer, in denen Schach, Skat, Bridge oder etwas anderes gespielt wird. Es fehlt aber auch nicht an einer Bar mit einer Tanzdiele, in der die Matrosen aus den verschiedensten Ländern der Erde zu Tanz und vergnügter Unterhaltung zusammenkommen. Die polnischen Matrosen bringen meist ihre Frauen oder Bräute mit in den Klub, und schnell ist Freundschaft mit den anderen Seeleuten geschlossen. In dieser gesunden Atmosphäre, der nichts von der stickigen Luft berüchtigter Hafenkneipen anhaftet, fühlen sich die Offiziere und Matrosen aller Nationen wohl.

Der Klub wird von einem Offizier der polnischen Handelsmarine geleitet, der die in den Hafen einlaufenden Schiffe aufsucht und die Besatzung in den Klub einlädt. Die Matrosen werden mit Omnibussen von ihren Schiffen abgeholt und vor Ablauf ihres Urlaubs wieder zurückgebracht.

Wir erfahren, daß die polnische Handelsmarine einen ständigen Linienverkehr zwischen den polnischen Häfen und den Häfen Volkschinas, Indiens und Pakistans, Lateinamerikas, des Mittelmeeres sowie der Länder West-, Nord- und Osteuropas unterhält.

Der Hafen von Gdynia, um den während des Krieges heftige Kämpfe tobten, wurde zum größten Teil zerstört. Doch heute herrscht hier wieder Hochbetrieb. Davon zeugen die vielen Ozeanriesen, die vor neuerbauten Speichern am indischen, rumänischen oder Rotterdamer Kai ihre Ladungen löschen. Kleine Schleppdampfer und Barkassen bringen die Matrosen zu ihren Schiffen und die Hafenarbeiter zu den Kais und Docks. Das im Hafen neuerwachte Leben wird kaum noch beeinträchtigt von einigen zerstörten Hallen und Molen oder dem noch vor dem Hafen liegenden 32 000 BRT großen Kreuzer „Schleswig Holstein", den man mit Zement füllte und dann versenkte.

☆

Ein Matrose, dessen Schiff namens „Czeh" am Kai Baumwolle auslädt, erzählte dem polnischen Schriftsteller Peter Karvas eine interessante Geschichte. Im Mittelmeer wurden sie vor einiger Zeit von einem heftigen Sturm überrascht. Der Kapitän bat den Hafen von Alexandria um Asyl. Man antwortete, daß man kein polnisches Schiff aufnehmen könne, obwohl kurz zuvor ein englisches Schiff den Hafen anlief. Um ganz sicher zu gehen, schickten die gastfreundlichen Ägypter eine Korvette auf See, die die Polen in Schach halten sollte. Unterdes nahm der Sturm weiter zu. Während das polnische Schiff dem Brausen und Tosen des Meeres weiterhin standhielt, gerieten die Ägypter auf ihrer Korvette in Seenot und riefen aus vollen Lungen um Hilfe. Der Kapitän der „Czeh" erteilte Befehl, sich der Korvette zu nähern, wobei er einen Zusammenstoß mit dem treibenden Wrack riskierte. Es gelang den polnischen Seeleuten in kurzer Zeit, alle ägyptischen Matrosen zu retten. Nun waren die Ägypter geheilt. Man lud die polnische Besatzung in Alexandria ein, feierte und überschüttete sie mit Geschenken, und unter Jubel und Fanfarenklängen verließ das polnische Schiff den ägyptischen Hafen.

☆

Nicht weit von Gdynia entfernt liegt Sopot. Sopot ist eine der drei Städte, die neben Gdynia und Gdansk der Küste Volkspolens das Gepräge gibt. Sopot ist uns noch aus der Vergangenheit bekannt als internationaler Badeort, in dem die Schlotbarone und Junker aus allen Ländern der Erde ihr mühelos erworbenes Geld in märchenhaften Hotels und Spielkasinos vergeudeten. Auch heute ist Sopot ein berühmter Ort der Erholung und Geselligkeit. Die luxuriösen Hotels, von deren Fenstern und Balkons man auf das brandende Meer schaut, gibt es ebenfalls. Soweit sie durch den Krieg zerstört wurden, hat

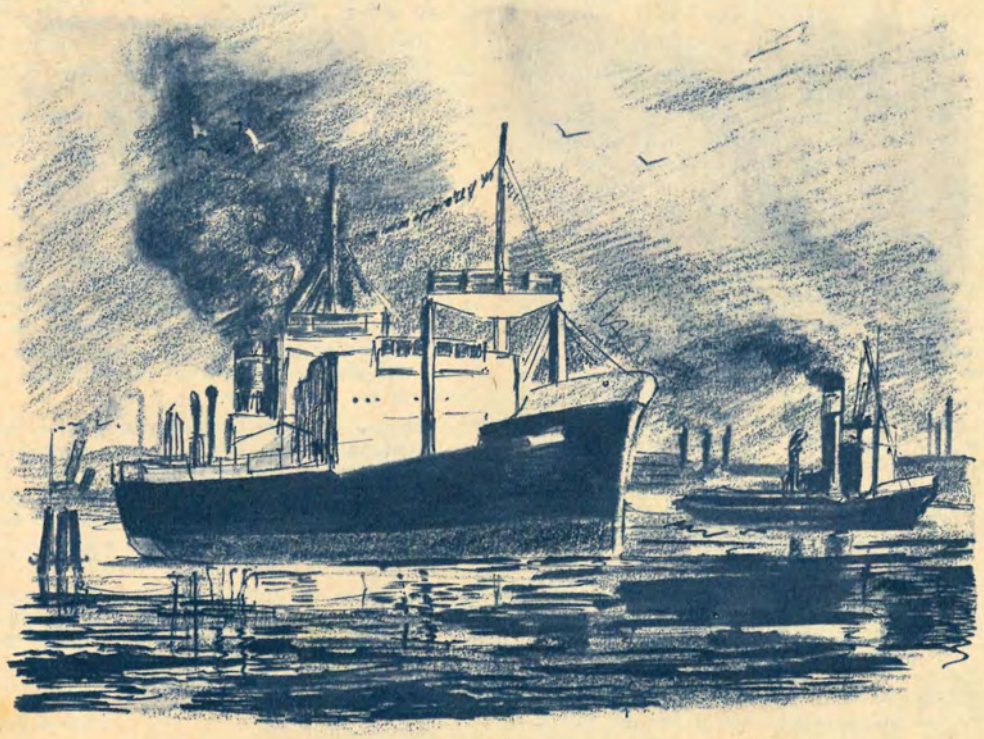
man sie mit allem Komfort wieder aufgebaut. Aber nicht um den Nichtstuern von damals die Fortsetzung ihres von der Langeweile geplagten Lebens zu ermöglichen. Jetzt kommen jeden Sommer die polnischen Werktätigen nach Sopot, um auszuruhen und neue Kraft für den Aufbau ihrer Heimat zu schöpfen. Heute stehen ihnen die schönen Hotels, der weite Badestrand, die herrlichen Grünanlagen und Spielplätze, die Segelboote und Ausflugsdampfer und die Strandcafés zur Verfügung.

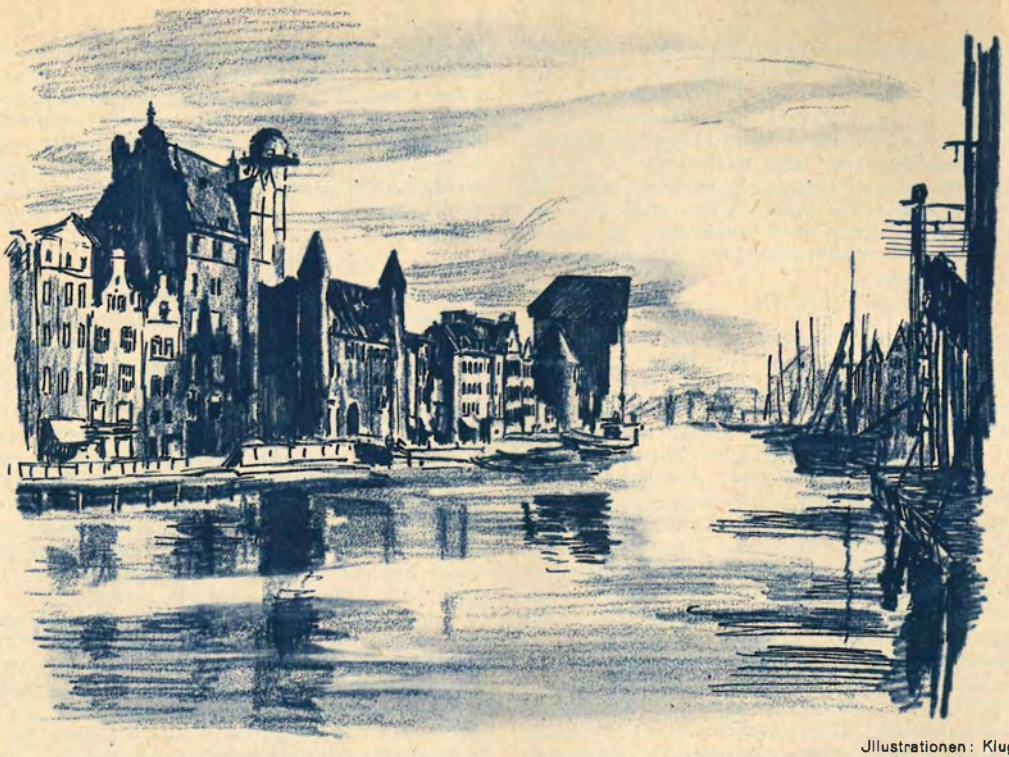
☆

Wir machen einen Abstecher in die Kaschubische Schweiz, die südwestlich von Sopot liegt. Die kaschubische Bevölkerung bildet in Volkspolen — ähnlich wie die Sorben in der Deutschen Demokratischen Republik — eine nationale Minderheit und wird vom Staat mit allen Mitteln bei der Pflege und Entwicklung ihrer nationalen Eigenart und Kultur gefördert. In Kartuzy besteht ein Museum, das die Entwicklung des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens der Kaschuben zeigt. Vieles, was in der kapitalistischen Vergangenheit Polens, in der die Kaschuben unterdrückt wurden, untergegangen ist, wird hier wiederentdeckt und für die Zukunft erhalten.
Am Abend besuchen wir verschiedene Svietlicen, das sind Kulturhäuser oder Kulturräume auf dem Lande, in denen sich vor allem die Jugend zusammenfindet. Man begrüßt uns als Freunde, erzählt uns vom Leben der Bauern in Volkspolen, wie sehr es sich von dem Leben in der Vergangenheit unterscheidet, und will vor allem viel über unser Leben in der Deutschen Demokratischen Republik wissen. Schließlich müssen wir Polka tanzen, was uns bei unseren ungelenken Bewegungen zunächst viel Schweiß kostet; aber die herzliche Atmosphäre und der ausgezeichnete Kaschubische Honig, ein Süßwein, der es in sich hat, helfen uns schnell über die kleine Klippe hinweg.

☆

Von Sopot fahren wir weiter nach Gdansk, und während wir aus dem Bus schauen, sehen wir schon, wie sich der große Plan des polnischen Volkes verwirklicht, der einst Sopot, Gdynia und Gdansk zu einem einzigen großen Städtekomplex verschmelzen wird. Überall sehen wir Neubauten, die mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit, dem berühmten Warschauer Tempo, förmlich aus dem Erdboden zu wachsen scheinen. Der Stadtverkehr des Netzes Gdansk—Gdynia wurde elektrifiziert. Neue Typen von Güter- und Personenzuglokomotiven wurden in Betrieb genommen. Ein neuer Typ eines Elektrotriebwagens wurde entwickelt.
In Gdansk denken wir an die alte Freistadt und ihre schöne Umgebung mit den zahlreichen Zitadellen, Basteien und Schanzen. Aber während wir durch die Lange Gasse mit ihren wiedererstandenen alten Patrizierhäusern gehen, empfinden wir, daß sich diese Stadt zum ersten Male in ihrer Geschichte zu einer wirklichen freien Stadt erhoben hat. Weder bewaffnete Haufen





Illustrationen: Kluge

noch ausländisches Kapital werden Gdansk jemals wieder ausplündern können.

Altertümliche Gebäude aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, Brunnen, Zeughäuser, im Renaissance- und Barockstil erbaute Wohnhäuser und Kirchen bestimmten das Stadtbild von Gdansk. Durch den Krieg, in dem die Küstenstädte Polens Schlimmes erleben und überstehen mußten, wurde dies alles zerstört. Und nun stehen wir in dem neuen Gdansk und erleben einen Aufbau, der in denkbar glücklicher Weise das 15. und 20. Jahrhundert vereinigt.

Neben altertümlichen Häusern mit schmalen Hausfassaden und steilen Giebeln entstehen moderne großangelegte Wohnhäuser. Aber diese Verbindung mittelalterlicher Formen und moderner Bautechnik besteht nicht etwa nur in einer Zweiteilung zwischen Stadtkern und Stadtrand, sie ist auch in dem im alten Stil neuentstandenen Stadtkern selbst vorhanden. Hinter den schmalen Fassaden mit ihren steilen Giebeln verbergen sich mit allen Errungenschaften der modernen Wohnkultur und Technik ausgestattete Wohn- und Geschäftsräume. Dabei hat man bewußt einige Stellen des Stadtkerns beim Wiederaufbau freigelassen, um der Sonne ungehinderten Zutritt zu den neuen Wohnungen zu lassen, in denen nicht mehr wie im 15. Jahrhundert reiche Patrizier, sondern die Werktätigen Volkspolens wohnen.

Am Hafen entsteht das alte Krantor, das Wahrzeichen der Stadt, wieder neu. Auch der Schiffshafen wurde ausgebaut. Am Kai liegen viele Schiffe. Sie laden Baumwolle und andere Güter aus allen Gegenden der Erde aus. Unmittelbar am Hafen entwickelte sich eine neue Werftindustrie, die in der polnischen Hütten-, Maschinenbau- und Elektroindustrie einen guten Rückhalt besitzt. Die polnischen Werften liefern der Handelsmarine Volkspolens und für den Export moderne Hochseeschiffe. Passagierdampfer, Tramper, Erzkohlefrachter und Trawler werden hier gebaut.

Dank der Produktion der polnischen Werften steigt die Tonnage der Handelsflotte beständig an. Sie hat in dem vergangenen Jahr den Stand von 1949 um das Dreifache überstiegen. Dabei muß man bedenken, daß Volkspolen bereits im Jahre 1949 über eine größere Handelsflotte verfügte als vor dem Kriege.

Eine ebenso günstige Entwicklung gibt es auch im Fischfang. In der Zeit seit 1945 wurden bereits über 500 000 Tonnen Fische gefangen. Das Hauptgewicht der polnischen Fischerei konzentriert sich auf Hochseefänge unter Mitwirkung von Frachtern, die auf hoher See die Ladung von Trawlern und Kuttern übernehmen.

Die Menschen in Volkspolen führen ein glückliches Leben, und man kann nur zu gut verstehen, daß sie das mit viel Liebe und Mühe Neuerbaute, wozu auch die Städte der Ostseeküste gehören, mit allen Mitteln erhalten und verteidigen werden.

Herbert Pfaffe

Unter des Himmels blauseidnem Zelt

Alles bereitet zum Fest sich, dem schönen,
unter des Himmels blauseidnem Zelt,
hört ihr die festlichen Chöre ertönen,
singet den schönsten als Ruf um die Welt.

Warschau, wir grüßen dich!
Warschau, im hellen Sonnenschein.
Rufe die Jugend zum festlichen Spiel.
Frieden der Völker sei Schwur uns und Ziel!
Warschau, das Leben soll unser sein!

Haltet des Lebens entfaltete Fahnen,
blau wie des Himmels blauseidnes Zelt,
Laßt sie an Feste der Freundschaft gemahnen,
traget die größte im Lauf um die Welt.

Allen doch soll diese Erde gehören
unter des Himmels blauseidnem Zelt,
Taube, erhebe dich, Jugend, wir schwören:
Friede, beschützt sei dein Flug um die Welt.

JOHANNA KRAEGER

„MEYER-BÄRS" großes Erlebnis

Würdevoll grüßen die Gebäude der Hochschule für Planökonomie in Karlshorst den Besucher, und man kontrolliert automatisch seine Haltung, während man durch die langen, stillen Gänge geht. Aber dann begegneten wir dem Leben. Im Garten empfing es uns mit dem Lied „Wenn hier so 'n Pott mit Bohnen steiht und dor so 'n Pott mit Brie", das lustig aus den großen Fenstern quoll und so recht zu dem duftenden Garten und der strahlenden Sonne paßte.

Wir waren beim Ensemble der Berliner Studenten zu Gast, dem Chor der Planökonomie und dem Orchester und der Tanzgruppe der Humboldt-Universität. Über hundert junge Menschen übten fleißig für ihre Reise in die Stadt der Jugend, Warschau. Da saßen sie im großen Kreis und lernten den Text eines polnischen Volksliedes. Und schon rief der Chorleiter sie auf die Bühne, um das Lied zu proben. Es wird viel verlangt, um solch ein reichhaltiges Programm in 14 Tagen vollkommen neu einzustudieren. Aber die Mühe lohnt, und da kann man sogar bei der Arbeit lachen. Als die 70 Stimmen des gemischten Chores „All meine Herzgedanken" von Brahms im sechsstimmigen A-cappella-Chor sangen, spürte man, wie ehrlich die jungen Volkskünstler mit ihrem Herzen dabei waren. Kraftvoll erklang aus dem Oratorium „Des Sieg's Gewißheit", von E. H. Meyer das Lied „Heimat, wir lassen dich nicht!"

☆

In der Mittagspause konnten wir Fritz Höft, den Chorleiter, erwischen. Zwei Jahre lang arbeitet er jetzt mit dem Chor und hat entscheidend mitgeholfen, daß er heute zu den besten der Republik zählt. Fritz ist ein alter Bekannter, den man gerne wiedertrifft. 1946 waren wir beim offenen Singen in Schwerin dabei, das er mit dem damaligen Schweriner Jugendchor organisierte. Aus diesem Chor sind 38 Chorleiter hervorgegangen.

„Hier läßt es sich arbeiten", meint Ruth Kunert

Heute bildet Fritz Chor- und Ensembleleiter aus. Er arbeitet als Dozent an der Musikhochschule in Berlin. „Und die praktische Arbeit in einem Laienensemble ist der schönste Ausgleich für mich."

☆

Was würden Sie wohl machen, wenn Sie eines Abends zu Hause einen Zettel vorfinden: „Komme sofort zu den Meyers, du fährst nach Warschau mit?" So ging es Hans-Jürgen Stelzer von der Tanzgruppe der Humboldt-Universität. Eigentlich gehörte er gar nicht mehr dazu. Er hat vor kurzem sein Staatsexamen für Polit.-Ökonomie mit „gut" bestanden und wollte schon im August in der KVP als Lehrer arbeiten. Aber wenn man drei Jahre mit den Freunden zusammen war und solch ein großes Erlebnis bevorsteht, wird lieber der diesjährige Urlaub geopfert. Das bestätigte uns auch Ruth Domke, die neugebackene Lehrerin aus dem Orchester.

„Viele, die von uns ins Berufsleben gehen, hängen weiterhin sehr am Ensemble. Wir sind eben die ‚Meyers', das heißt vom Ensemble ‚Ernst H. Meyer'." Und dann erzählten sie von ihrem schönsten Erlebnis, der Reise nach Wien — auf Einladung der Kommunistischen Partei Österreichs — zum Pressefest im Wiener Prater. Sie wurden begeistert aufgenommen und machten viele neue Bekanntschaften. So auch mit dem Heurigen (junger Wein). Und das kurz vor dem großen

Auftritt im Prater. Der einzige Auftritt mit einem netten Schwips wurde aber der größte Erfolg. So haben sie noch nie getanzt. „Der Höhepunkt unseres Freundschaftsbesuches war, als wir den Wiener Genossen eine Geldsammlung von uns übergaben, damit sie schneller ihr zentrales Verlagsgebäude bauen können." Aus den Augen von Hans-Jürgen, dem Sohn eines deutschen Arbeiters, sprach das große Erlebnis der internationalen Solidarität.

☆

„Hier macht es Freude, zu studieren. Zu dritt wohnen wir in einem Zimmer, haben Couch, Sessel und Leselampe zur Verfügung, und wenn wir dringend frische Luft brauchen, setzen wir uns auf den Balkon." Ruth Kunert, die 19jährige angehende Handelsplanerin, erzählte uns dies, und Ullrich Lutter, der zukünftige Finanzplaner, konnte das nur bestätigen. Er war schon zwei Jahre bei der Volkspolizei, mußte aber aus gesundheitlichen Gründen ausscheiden. Jetzt will er ein guter Planer unserer Volkswirtschaft werden.

In ihrer Freizeit haben sie keine Langeweile. Das Singen ist nur e i n e Leidenschaft. Entweder lockt ein gutes Buch oder ein schöner Theaterbesuch. Und dann gibt es viele Auftritte und Tourneen. So waren sie in Köln und haben unseren Schwestern und Brüdern vom Rhein ein Stück deutscher Kultur dargeboten. Ihre Lieder und Tänze wurden verstanden, um so mehr, als die Adenauer-Polizei schwer bewaffnet einschritt und sie wie fremdländische Eindringlinge des Landes verwies. ☆

In der freien Zeit des Vorbereitungslehrganges wurde in allen Gruppen im Chor, im Orchester und bei den Tänzern emsig gebastelt. Dort entstand aus Puppen eine Volksmusikgruppe, liebevoll nähten die Tänzerinnen hessische Kostüme für ihre kleinen Doppelgängerinnen. Die Mitglieder des Chores bereiteten ein großes Album vor — Geschenke für ihre Freunde aus aller Welt. Und auch der „Meyer-Bär", ihr steter Begleiter, bekam eine neue Ensemblekleidung, denn er erlebte selbstverständlich das Fest der Jugend mit. W. S.

Fotos: Blunck

Fritz Höft in seinem Element

Ruth Domke kann lachen. Das Examen in der Tasche und nach Warschau

Ullrich Lutter findet immer Zeit, ein paar Seiten zu lesen

NEUES LEBEN fragte:

Was lesen Sie am liebsten?

Julta Hohl, 16 Jahre, Bürohilfskraft, Berlin-Mitte, Mulackstraße.

Am liebsten, wo was mit Pferden drin vorkommt, tüchtig geschossen wird und überhaupt viel passiert. Aber allzuviel Blut darf auch nicht fließen, sonst ist es mir zu gruselig. Aus Liebesromanen mache ich mir nichts, denn es ist ja doch in jedem Heft dasselbe. Wirklich ausgefallene Sachen bekommt man nur selten in die Hände.

Helmut Dummer, 12 Jahre, Schüler, Berlin N 4, Chausseestraße.

Früher habe ich, wie die meisten meiner Altersgenossen, viel „geschwartet". Aber seit einiger Zeit lese ich nur noch gute Bücher. Die Hefte waren sowieso größtenteils Mist, und zu Hause sah man es nicht gern, wenn ich das Zeug las. Von meinem Bruder bekam ich vor kurzem die spannenden Bücher „Blauvogel" und „Das eiserne Büffelchen". Aber auch „Grau-Eule" und „Die Söhne der großen Bärin" haben mir sehr gut gefallen. Ich lese so viel, daß ich mich gleich in zwei Leihbibliotheken eintragen lassen mußte.

Christel Boschke, 22 Jahre, Schaltwärterin im Eisenhüttenkombinat „J. W. Stalin".

Zum Lesen komme ich kaum. Ich habe am Abend zu tun, meinen Haushalt instand zu halten. Wenn unsere neue Wohnung erst eingerichtet ist, werden mein Mann und ich aber auch Zeit finden, ein schönes Buch zu lesen.

Siegfried Schubert, 29 Jahre, Kabinettsleiter an der Jugendhochschule „Wilhelm Pieck".

Solche Bücher, die ich in einem Atemzug lese und die mich nachts nicht ruhig schlafen lassen, sind „Partisanen" von Ignatow, „Die Kumpel vom Donbass" und „Von ganzem Herzen". Sehr eindrucksvoll wirkte auch auf mich Bredels Trilogie und Zweigs „Sergeant Grischa". Am liebsten lese ich die Bücher, die den Kampf um den neuen Menschen und den Aufbau des Sozialismus schildern. Leider befassen sich unsere Schriftsteller noch zuwenig mit solchen Themen, sie gestalten lieber die Vergangenheit.

Fräulein Knoblich, 19 Jahre, Kindergärtnerin, Brandenburg.

Am liebsten einen schönen Roman über das Leben eines großen Schriftstellers oder Musikers wie z. B. Paganini. Sonst lese ich solche Bücher wie „Der Weg ins Leben" und „Wie der Stahl gehärtet wurde", Bücher, die mir Anregungen für meine Erziehungsarbeit geben. Liebesromane brauche ich nicht, denn Liebe habe ich täglich genug.

Christa Ulian und Dieter Wölk, zwei frischgebackene Maurergesellen der Bau-Union Frankfurt (Oder).

Vor einiger Zeit haben wir noch ein bißchen geschmökert. Aber dann stellten wir fest, daß praktisch in jeder Schwarte dasselbe steht. Da lesen wir doch lieber interessante Reiseskizzen und Abenteuerbücher. Nur die Auswahl des interessanten Jugendbuches könnte größer sein, und dann brauchen wir Humor, das Lachen fehlt in allen Büchern.

Herbert Dehning, 15 Jahre, Maurerlehrling, Beeskow.

Ich lese nur manchmal, weil ich in meiner Freizeit viel Sport treibe. Aber die Bücher „Die Mut-

Julta Hohl

Helmut Dummer

Fräulein Knoblich

ter“ von Gorki und „Dein unbekannter Bruder“ von Brecht haben mir gefallen. Gerne lese ich die Heftreihe „Das neue Abenteuer“ vom Verlag Neues Leben. Von solchen Themen müßte man aber richtige Bücher rausbringen, die Hefte sind zu dünn.

Dörte Säckl, Redakteurin im Verlag „Neues Leben“, Berlin.

Sehen Sie sich nur den Stapel Manuskripte an, dann wissen Sie schon, was ich am meisten lese. Dazu kommt noch eine ganze Reihe von Büchern, die ich für meine Weiterbildung brauche. Um den jungen Menschen wirklich gute Bücher in die Hand geben zu können, die die ganze Vielfalt des Lebens in der richtigen Weise widerspiegeln, muß man selbst sehr viel kennen.

Jeder — und besonders der junge Mensch — hat ein natürliches Interesse an spannender Literatur. Diesem Bedürfnis versuchen wir mit unserer Arbeit in der Redaktion „Abenteuer“ entgegenzukommen. Wie beliebt z. B. unsere gelbe Reihe „Das neue Abenteuer“ ist, beweist die Tatsache, daß bereits an die 70 Hefte mit einer hohen Auflage erschienen sind und immer sofort vergriffen waren. Aber so schnell wie sie gelesen sind, sind sie nicht geschrieben. Noch immer mangelt es an w i r k l i c h guten Manuskripten.

Um den großen Lesehunger der Jugendlichen befriedigen zu können, haben wir jetzt eine neue Reihe „Abenteuer aus weiter Welt“ herausgebracht. Damit wollen wir vor allem dem jungen Leser den Übergang vom dünnen zum dicken Buch erleichtern, denn nicht jeder traut sich gleich an einen richtigen Roman heran.

Gerhard Klein, Regisseur des DEFA-Films „Alarm im Zirkus“.

Ich persönlich lese am liebsten spannende Reiseerzählungen und bedaure es immer wieder, daß es in diesem Genre überhaupt keine guten Drehbücher gibt.

Aber auch Literatur über technische und naturwissenschaftliche Probleme sowie über Kunst interessiert mich sehr. Manchmal greife ich auch gern nach einem Buch der schöngeistigen Literatur. Meine besondere Liebe gilt jedoch chinesischen Märchen und chinesischer Lyrik, die ich immer wieder gerne lese.

Erich Brietzke, 23 Jahre, Schrottfahrer im Eisenhüttenkombinat „J. W. Stalin“.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist zwar, mit meiner Braut in unseren Garten zu fahren, aber auch ein schönes Buch lese ich ganz gerne. „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers und „Die Väter“ von Willi Bredel haben mich sehr beeindruckt.

Ein Kriminalist aus dem Sachgebiet Jugendkriminalität.

Ich bin eine richtige Leseratte und verschlinge eigentlich alles, was mir unter die Augen kommt, habe mir auch schon persönlich eine bescheidene Bibliothek von 200 Bänden angeschafft. Da mich von Berufs wegen „Das neue Abenteuer“ besonders interessiert, es soll ja unsere Jugend zu Menschen mit gesunder Romantik und Abenteuerlust erziehen, finde ich, daß oft der Holzhammer der bewußten Erziehung zu stark zu spüren ist. Wir müssen noch mehr gute Autoren für Kinder- und Jugendbücher finden, denn die Gefahr für die Jugend durch die Schundliteratur ist äußerst groß. 75 bis 80 Prozent aller Jugenddelikte wurzeln in der Beeinflussung durch Schundliteratur und Filme.

☆

Im nächsten Heft veröffentlichen wir einen Artikel, der sich mit den Auswirkungen der Schundliteratur und unserem Kampf um eine gute Abenteuerliteratur beschäftigen wird

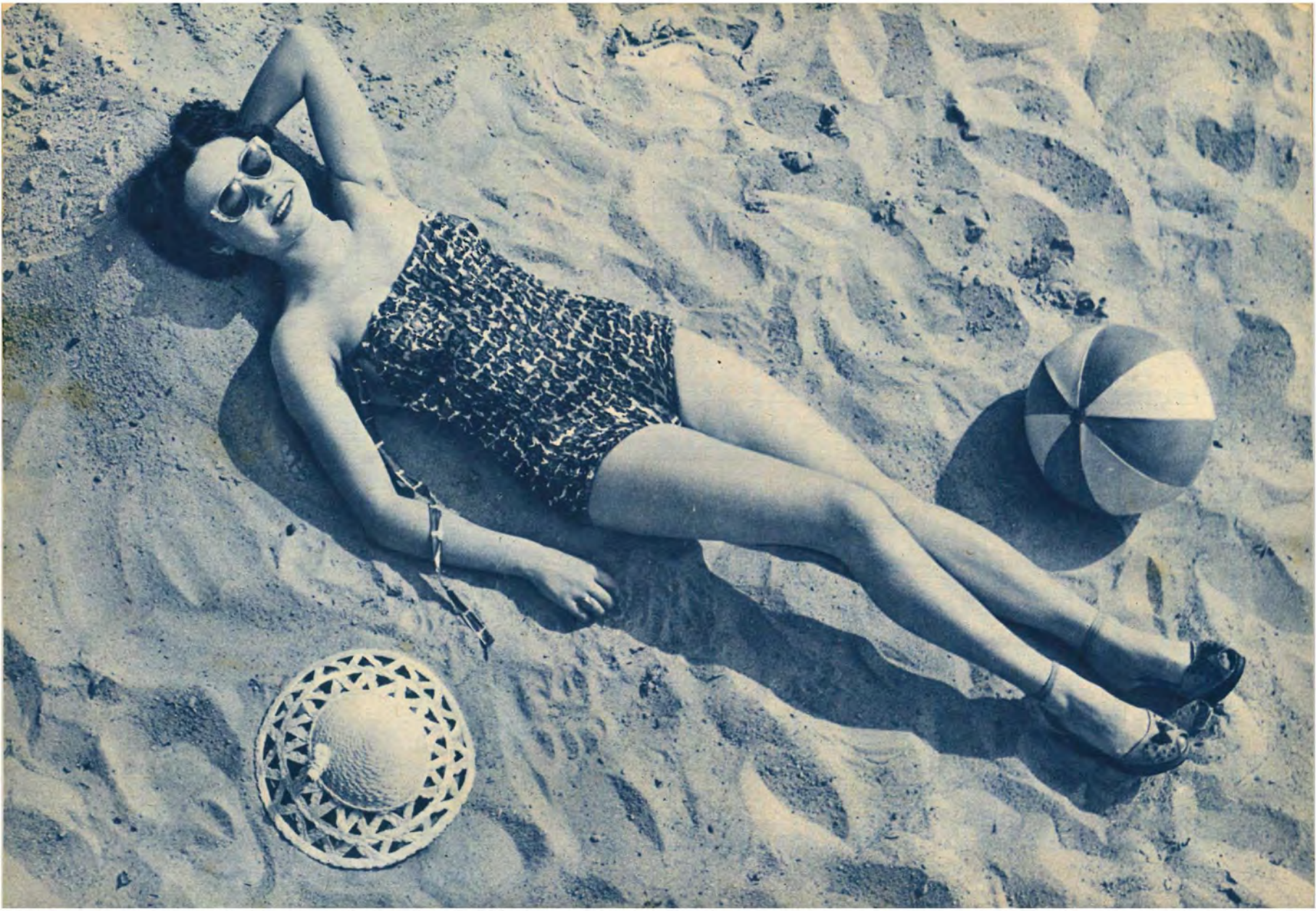
Die Redaktion

Christa Ullan + Dieter Wölk

Dörte Säckl

Gerhard Klein

Fotos: Schwarzer(4), Ulla(2)



SONNENBADEN *aber mit Verstand*

Urlaubszeit! Na, endlich! Sonnenhungrig, wie wir nun einmal sind, stürzen wir uns nur allzugern in die wohltuenden Strahlen und lassen uns „schmoren". Erinnern Sie sich noch? Es war im vergangenen Jahr. Alle Vorsicht wurde außer acht gelassen, und schon war es passiert. Nachts wanderten Sie ruhe- und schlaflos im Zimmer umher, weil Sie sich vor Schmerzen nicht einmal im Bett hin- und herwälzen konnten. Jedenfalls war es schrecklich. Damit Sie Ihre „brennende Sonnenliebe" nicht wieder so teuer bezahlen müssen, wollen wir Ihnen heute einige Ratschläge mit auf den Urlaubsweg geben.

Eine Quelle der Gesundheit ist die Sonne, deren Heilkraft in der modernen Medizin eine bedeutende Rolle spielt. Diese Aufgabe erfüllt sie aber nur, wenn wir es verstehen, sie der Empfindlichkeit unserer Haut entsprechend zu genießen. Am ersten Tag sollte das Sonnenbad nicht länger als auf zehn bis fünfzehn Minuten ausgedehnt werden. An den folgenden Tagen können Sie das „Bad" jeweils um die gleiche Zeit steigern. Sie werden auch bei diesen anfänglich kurzen Zeiten am Urlaubsende schön braun sein. Ja, die allmählich erlangte Bräune ist auch von längerer Dauer. Bewegungen und Spiele verringern auf jeden Fall die Gefahr eines Sonnenbrandes.

Wir wollen Ihnen hier einmal ganz kurz die physikalischen Vorgänge erläutern, damit Sie wissen, was eigentlich während des Sonnenbadens in Ihrem Körper vorgeht. Da sind einmal die langwelligen ultraroten Strahlen, das sind die Wärmeerzeuger, während die kurzwelligen ultravioletten Strahlen die ersehnte Bräunung hervorrufen. Durch das Eindringen der ultravioletten Strahlen in unsere Haut wird der Körper zur Bildung des Pigments, des braunen Farbstoffes, angeregt, um sich gegen die Strahlen zu schützen. Wenn aber die Strahlen zu lange in die Haut eindringen, wird sie zur Bildung eines Eiweiß-Abbauproduktes in den äußeren Schichten angeregt. Dieses Produkt, man nennt es Histamin, erregt eine Giftwirkung auf die feinsten Blutgefäße der Haut, erweitert die Gefäße und schädigt deren Wandungen. Blutflüssigkeit dringt in das Gewebe, auf der Haut bilden sich Bläschen, und eine Verbrennung ersten Grades, der sogenannte Sonnenbrand, ist die Folge. So blättert die Herrlichkeit eines unüberlegten Sonnenbades ab, und die ganze Pracht Ihrer gebräunten Außenhülle hängt nach kurzer Zeit in mehr oder weniger großen Fetzen am fleckigen Gesicht und Körper.

Seien Sie also vorsichtig und vergessen Sie auch nicht, daß die Haut durch ein gutes Sonnenöl vor den schädlichen ultravioletten Strahlen geschützt werden muß. Abseifen ist vor einem Sonnenbad genauso schädlich wie das Abreiben des Gesichtes mit Eau de Cologne. Die Seife zerstört den schützenden Säuremantel und das Fettkleid Ihrer Haut, und das Eau de Cologne reizt die Haut gefährlich. Verzichten Sie auch auf ein Sonnenbad gleich nach dem Essen, weil die Sonne das im Magen und Darm benötigte Blut zu stark unter die Haut zieht und Verdauungsstörungen die Folge sind. Denken Sie auch daran, daß anorganische Fette, also solche, bei deren Herstellung keine tierischen Produkte verarbeitet wurden, wie z. B. Glyzerin oder Vaseline, nicht beim Sonnenbad verwendet werden sollen.

Vermeiden Sie es auf jeden Fall, ohne Kopfschutz in der Sonne zu liegen, wenn Sie keine Bekanntschaft mit Kopfschmerzen machen wollen. Es schadet auch Ihrem Haar. Die Kopfhaut trocknet aus, und das Haar bricht ab, da es zu spröde geworden ist. Sollte dennoch das Haar einmal ausgetrocknet sein, dann können Sie sich durch eine Ölmassage helfen. Allerdings

Foto: Kiesling

muß sie mehrmals wiederholt werden. Mit einem Wattebausch wird das Öl am Abend vor dem Waschen oder eine Stunde vorher aufgetragen und gut einmassiert.

Nun noch etwas zu den Sonnenbrillen. Viele Trägerinnen dieser oft überdimensionalen Gebilde huldigen nur einer Mode. Natürlich müssen die Augen vor allzugrellem Sonnenlicht und vor den schädlichen ultraroten und ultravioletten Strahlen geschützt werden. Die Sonnenbrille hat also durchaus ihre Berechtigung, einfache geschwärzte Gläser erfüllen diesen Zweck aber nicht. Im Gegenteil, sie sind ausgesprochen schädlich. Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß sich die Pupillen der Augen in der Dunkelheit erweitern. Bei grellem Sonnenlicht aber schützt sich die Natur von selbst, indem sie die Pupillen verengt. Wie in der Dunkelheit, so erweitern sich die Pupillen auch hinter den dunklen Gläsern einer Sonnenbrille. Die natürliche Funktion der Verengung wird dadurch aufgehoben. So können bei nur geschwärzten Gläsern die schädlichen Strahlen ungehindert in die Augen eindringen. Entzündungen und Kopfschmerzen sind dann die unangenehmen Begleiterscheinungen, die sogar zu Augenerkrankungen führen können. Beim Kauf der Sonnenbrille läßt man sich zweckmäßigerweise von einem Optiker beraten. Eine weitere Begleiterscheinung ist der große helle Rand, der im gebräunten Gesicht zurückbleibt. Das können Sie aber verhindern, indem Sie beim Sonnenbaden ganz auf die Brille verzichten und statt ihrer leicht eingefettete Wattebäuschchen oder einfach grüne Blätter von den Bäumen in die Augenhöhlen legen.

Sollten Sie allen Ratschlägen und Hinweisen zum Trotz doch dem Rausch erlegen sein, und haben Sie sich einen tüchtigen Sonnenbrand mit Blasenbildung eingehandelt, dann müssen Sie unbedingt den Arzt aufsuchen. Er kann Ihnen bestimmt besser helfen als alle Hausmittel, bei denen Sie noch häßliche Narbenbildung riskieren. Ist der Sonnenbrand aber nur ein Brändchen, dann tränken Sie Frottiertücher mit kalter, abgekochter Milch und pressen diese ziemlich naß auf das Gesicht. Sie können auch rohe Milch, Mehl und Borax zu gleichen Teilen mischen. Den so entstandenen dickflüssigen Brei tragen Sie auf das Gesicht auf, und Sie werden bald eine erfrischende Wirkung spüren. Mit lauwarmem Wasser wird der Brei später abgewaschen. Kühl und heilend zugleich ist auch eine Maske, zu der Sie geschlagenes Eiweiß mit Tonerde mischen und den Brei eine Viertelstunde auf den Brandstellen einziehen lassen.

So, das wäre wohl das Wichtigste. Wenn Sie die Ratschläge nicht in den Wind schlagen, dann kann Ihnen von dieser Seite im Urlaub keine Gefahr drohen.

Edith

MELANCHOLIKER oder MODELL?

Die westdeutsche Fußball-Nationalelf hatte im Oktober 1952 in Paris 1 : 3 gegen Frankreich verloren. Die Fachkritiken waren keineswegs schmeichelhaft. In der Kaiserslauterner Beethovenstraße, in der ersten Etage eines mehrstöckigen Hauses, verdunkelten tagelang die Fensterjalousien ein geschmackvoll eingerichtetes Zimmer. Auf dem Bett lag — ohne Speise und Trank — ein 32jähriger mittelgroßer Mann, das dunkelblonde Haar, gewöhnlich keß gewellt, zerzaust. Fritz Walter, der Spielführer und Halblinke der geschlagenen Mannschaft, starrte leeren Blickes zur Zimmerdecke.
Dem Nervenzentrum der westdeutschen Fußball-Auswahl waren die Nerven gerissen

☆

Der deutsche Fußballsport kennt seit Jahrzehnten viele große Halbstürmer, die jeweils zu ihren Zeiten Spielanlage und Spielsystem der National-Elf bestimmten. Doch für Adolf Jäger, Loni Seiderer, Richard Hofmann und Fritz Szepan wurde nie soviel Tinte und Druckerschwärze verschwendet wie über den am 27. Oktober 1920 in Berlin geborenen und in früher Jugendzeit nach Kaiserslautern übergesiedelten Fritz Walter.
Man sagt, der „Friedrich", wie ihn seine engeren Freunde nennen, besäße die sprunghaften Launen eines Künstlers, ja, eines Genies. Er tue immer gerade das, was keiner erwarte.
Fritz war 18 Jahre alt, da verblüffte er Karl Hohmann, den damaligen Verbandssportlehrer des Fußballgaues Südwest, als er zu einem Nachwuchslehrgang nach Frankfurt (Main) eingeladen wurde: „Ach, das will ich lieber nicht!" — Entgeistert fragte Hohmann: „Menschenskind, wollen Sie denn nicht weiterkommen?" — Bescheiden und verwundert zugleich blickten Fritz Walters blaue Augen auf: „Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht."

☆

Melancholiker oder Modell? Darüber stritten Fachleute jahrelang und kamen schließlich zu dem Ergebnis: Fritz Walter ist beides. Gerade diese Sensibilität befähigte den 46fachen Nationalspieler zu seinen sattsam bekannten außergewöhnlichen Leistungen, sie zieht aber auch automatisch eine ständig schwankende Leistungskurve nach sich.
Sein Leben galt ausschließlich dem Fußball, und nach Abtreten von der aktiven Laufbahn — das ist nicht mehr fern! — wird er wohl einem der erfolgreichsten Fußballtrainer der Welt, seinem Freund Sepp Herberger mit dem gebräunten Bergbauerngesicht, als Assistent zur Seite stehen. Keinen Befähigteren gibt es für diesen Posten als den Ehrenspielführer der westdeutschen Fußball-Elf.

☆

Höhepunkt seiner sportlichen Erfolge — und das waren nicht wenige — war der 3 : 2-Endspielsieg über Ungarn bei den IV. Fußball-Weltmeisterschaften 1954 in der Schweiz. Tränen der Freude und der Rührung flossen über sein Antlitz, als er aus den Händen des greisen FIFA-Präsidenten Jules Rimet den wertvollen Goldpokal empfing. Seine genialen Einfälle während des Spieles, seine akkuraten Pässe, sein an das Artistische grenzender Trickreichtum, sie schufen wertvolle Grundlagen zu diesem nicht erwarteten Sieg.

Foto: SBA

☆

Am 21. August 1955 wird er die westdeutsche Elf in das Dynamo-Stadion zu Moskau führen. Igor Netto, der Kapitän und Linksläufer der sowjetischen Mannschaft, wird sich freuen, Fritz Walter die Hände schütteln zu können. Aus Stockholm schickte Netto kürzlich nach dem sowjetischen 6 : 0 - Triumph über Schweden folgende Grüße nach Kaiserslautern: „An Fritz Walter, ich wünsche Ihnen Glück und sportliche Erfolge!" Und er rühmte weiter im Gespräch mit dem süddeutschen Fachjournalisten Dr. Friedebert Becker den unvergleichlichen Sportgeist Fritz Walters, der — solange er Fußball spielt — noch nie wegen unfairen Spielens oder Disziplinvergehens des Feldes verwiesen wurde.

Dieter K. Potzel

DIE SPINNE

mit den abstehenden Ohren

Ein Tatsachenbericht von Lothar Heinz

Scheinwerfer abschalten. Licht im Wagen einschalten!“ gebietet eines der Schilder an dem großen eisernen Tor. Rechts aus dem Holzhäuschen tritt ein Angehöriger des Wachkommandos hervor und geht an den Wagenschlag. Seine graugrüne Uniform ähnelt der der bayerischen Landpolizei. Bevor sich für den grünen Volkswagen jedoch die Schranke hebt und den Weg in das von Stacheldrahtzäunen abgeschirmte Lager freigibt, wird der Wagen gründlich durchsucht. Die Papiere der beiden Insassen müssen in Ordnung sein, denn der Wagen ruckt jetzt an und rollt auf der Chaussee in das Lager hinein.

Unweit von München, am Isarufer in Pullach, liegt dieses geheimnisvolle Lager, über dem die „Stars and Stripes“ wehen. Lange Zeit wußten selbst die Bewohner in dieser Gegend nicht, was hinter dem Stacheldraht vor sich ging. Hier ist der Mittelpunkt eines riesigen Spinnennetzes, dessen Fäden über ganz Europa reichen. Die rund zwanzig Ein- und Zweifamilienhäuser und etliche Baracken beherbergen die Zentrale der Spionageorganisation Gehlen.

In den Gebäuden sind die einzelnen Fachabteilungen untergebracht. 400 höhere Angestellte des Gehlen-Apparates sichten im Pullacher Lager das einlaufende Spionagematerial und arbeiten neue Anweisungen für die Agenten aus.

Wie die Spinne im Netz thront über allem der ehemalige Nazigeneral Reinhard Gehlen, im 2. Weltkrieg beim Generalstab Leiter der Abteilung „Fremde Heere Ost“. Nur wenige seiner engen Mitarbeiter kennen ihn persönlich, den Mann mit dem stechenden Blick, den abstehenden Ohren und dem schütteren Haarwuchs. Man spricht in Pullach auch selten den Namen Gehlen aus. Der Spionagechef wird kurz „Doktor“ betitelt. Wenn er morgens, aus seinem Wohnort Starnberg kommend mit 80-km/st-Geschwindigkeit in seinem Mercedes auf das Lagertor zugeschossen kommt, dann reißen die Wachmannschaften die Schranke hoch und der Wagen fährt ohne zu halten bis unmittelbar vor Gehlens Arbeitssitz.

Generaldirektion heißt der Pullacher Stab im Jargon der Gehlen-Leute. Die gesamte Spionageorganisation bedient sich Decknamen aus der kaufmännischen Branche. Sie gliedert sich in sogenannte Generalvertretungen, Bezirksvertretungen, Untervertretungen und Filialen. Im Handelsregister ist beispielsweise zu lesen: „Süddeutsche Handels G. m. b. H.“ In Wirklichkeit ist es eine Dienststelle Gehlens. Kommen tatsächlich Geschäftsleute, dann steht ein versierter Kaufmann zur Verfügung, der von vornherein jeden Verdacht ablenkt und die Kunden fachgerecht abwimmelt.

Finanziert und ausgehalten wird Gehlens Apparat vom amerikanischen Geheimdienst, dem Central Intelligence Agency (CIA). Das ist die Zentralbehörde des gesamten geheimen Auslands-

Nachrichtendienstes, die dem Bruder des amerikanischen Außenministers, dem Spionage-Boß Allen Dulles, untersteht.

Doch zurück zum grünen Volkswagen, der mit seinen beiden Insassen eben das Pullacher Lagertor passieren durfte und jetzt vor einer Villa unter schattenspendenden Blutbuchen parkt.

Neue V-Leute gesucht

Ein großer schlanker Herr im dunkelgrünen Ledermantel entsteigt dem Auto. Der Fahrer bleibt im Wagen zurück. Der Mann im Ledermantel ist hier schon bekannt, denn ohne Umschweife begrüßt ihn im Innern des Hauses ein Sachbearbeiter mit dem Decknamen Walter, ein leitender Angestellter des Referates „Küsten-

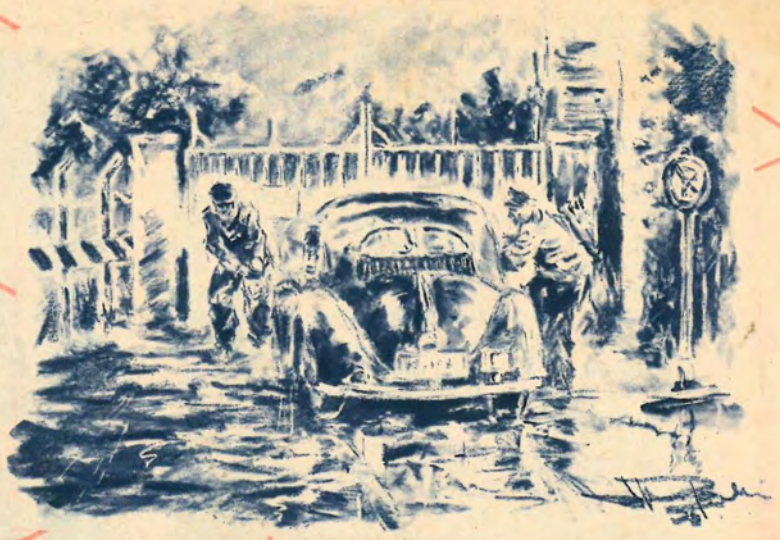
schiffahrt und Werften in der DDR".

„Nun, wie stehen die Aktien?" Der Gast zuckt mit den Schultern und setzt eine bedauernde Miene auf, während er einen Stoß Papiere aus seiner Aktentasche kramt.

„Seitdem der SSD vor vier Wochen unseren Apparat auf der Werft zerschlagen hat, sieht es bitter aus."

„So", knurrt der Sachbearbeiter Walter unwillig, „an allem soll nun der Staatssicherheitsdienst schuld sein! Also konkret, wieviel neue Ü-Quellen*) gibt es im ‚Objekt Panther'?"

„Genau genommen — noch gar keine. Aber", fährt der Besucher hastig fort, um jeden Einwand zu vermeiden, „wir haben einige Quellen in Aussicht, die wir mit Erfolg anzuzapfen hoffen."



Der Gehlen-Sachbearbeiter unterbricht ihn ungehalten. „Schicken Sie auf alle Fälle sofort ‚Forscher' ins Feindgebiet zu den betreffenden Personen. Wir sehen uns in vierzehn Tagen wieder. Hoffentlich dann mit besseren Ergebnissen." Sachbearbeiter Walter schiebt ein Bündel Banknoten über den Tisch. „Quittieren Sie das Geld getrennt nach beiden Währungen. Die angeforderten DDR-Personalausweise bekommen Sie wieder in der Baracke wie üblich."

Der neugierige Jurist

„Akte Korn und der Laufschein." Die Sekretärin in dem prallsitzenden Pullover bleibt noch wartend stehen. „Danke, Sie können gehen." Der Sachbearbeiter in der Notaufnahmestelle des Lagers Berlin-Marienfelde wendet den Laufschein. Sein Füllhalter fährt kratzend über das Papier.

Der junge Mann, der vor dem Schreibtisch Platz genommen hat, blickt neugierig im Raum umher. Er hat sich das alles ganz anders vorgestellt, hier in Westberlin. „Sie können sich wieder ein paar Mark verdienen." Hans Korn schreckt aus seinen Gedanken auf. Lauernd mustert ihn der Sachbearbeiter. Sein Atem riecht widerlich nach Knoblauch. „Wollen Sie?" Hans Korn nickt.

„Gut. Sie fahren jetzt zur Limastraße nach Zehlendorf. Hier ist der Zettel. Von diesem Besuch wird viel für Sie abhängen, vor allem, ob wir Sie als politischen Flüchtling anerkennen können."

☆

„Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen", liest Hans Korn auf der silbernen Tafel neben dem Gartentor in der Limastraße 29. Den Weg bis zum Haus geht er mit gemischten Gefühlen entlang. Was er nun auch noch bei diesen merkwürdigen Juristen soll, will ihm durchaus nicht einleuchten. Aber er ist jetzt schon allerhand gewöhnt. Angefangen hatte es bei der sogenannten „Sichtungsstelle" des Flüchtlingslagers, im Haus P. Dann quetschten ihn die Amerikaner in Zehlendorf aus. Einen Tag danach verhörte ihn der britische Geheimdienst „Intelligence Service" in der ehemaligen Reichsakademie für Leibesübungen im Olympia-Stadion. Dann ging es zum Ostbüro der CDU und SPD, danach zur „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" in der Ernst-Ring-Straße.

Bevor er das Juristenhauptquartier in der Villa betreten kann, notiert der Pförtner noch seine Personalien, dann bekommt er eine numerierte Karte in die Hand gedrückt. Später wird er im Wartezimmer aufgerufen. Kein Name fällt in diesem seltsamen Haus. „Nummer 17 bitte in Zimmer 28", quakt es aus dem Lautsprecher.

Im Zimmer 28 hängt eine große Landkarte der Deutschen Demokratischen Republik an der Wand. „Guten Tag, Herr Korn. Fein, daß Sie gekommen sind." Und dann geht es wieder von vorne los: Wo er herkommt, wo er in der Deutschen Demokratischen Republik gearbeitet hat.

„So, auf der Werft, hm, interessant. Na, erzählen Sie mal, was Sie dort gemacht haben." Hans Korn hat die Fragerei gründlich satt. Er antwortet schon ganz mechanisch, es sind ja doch immer wieder die gleichen Fragen. Produktionsauflagen. Materialschwierigkeiten. Welche Schiffe im Bau. Auftraggeber. Namen und Adressen von Arbeitskollegen. Politische Einstellung der Meister und Techniker. Anschriften von Ingenieuren, soweit sie ihm bekannt sind.

Ein Brief aus Berlin

Gleich gespensterhaften Lichtern geistert der Schein der Lampen durch den Nebel. Der Lärm der Niethämmer, sonst ohrenbetäubend, schallt jetzt nur gedämpft über das Wasser. Vor einer halben Stunde hat die Spätschicht ihre Arbeit in

*) = Überprüfungs-Quellen.

den Docks aufgenommen. Nur vereinzelt trifft man noch Passanten in den Straßen am Hafen. Den Strom der Arbeiter von der Nachmittagsschicht hat längst die Stadt aufgesogen.

Peter Dobb hat den Joppenkragen hochgeschlagen und die Schirmmütze tief in die Stirn gezogen. Auf der Zunge verspürt er einen leichten Schwefelgeschmack. Das ist der Nebel.

„Du kommst ja heute so spät, Junge", empfängt ihn zu Hause die Mutter. „Hatten noch 'ne Besprechung mit der Brigade. Nächste Woche legen wir einen neuen Dreitausend-Tonner auf Kiel."

„So, so", murmelt Mutter Dobb. Sie ist stolz auf ihren Peter. Besonders, seitdem er seine Prüfung so gut bestanden hat. „Nun setz dich man erst mal hin und iß in Ruhe. Du bist ja heute ganz fummelig."

„Hab' gar keine Zeit. Muß gleich wieder weg." Peter Dobb ist schon dabei sich umzuziehen. Um acht Uhr hat er sich mit Helga verabredet. „Bei dem Wetter?" Mutter Dobb schüttelt verwundert den Kopf. Aber sie fragt nicht weiter. Sie weiß, daß ihr Junge das nicht liebt. Sie lächelt nur und denkt sich ihren Teil. Schließlich muß er wissen, was er macht. Mit 23 Jahren ist er ja kein Kind mehr.

„Für dich ist ein Brief angekommen, Peter."

„So, von wem denn?" Aber Frau Dobb kennt den Absender nicht, einen gewissen Hans Korn. Sie hat nur gesehen, daß der Brief einen Berliner Poststempel trägt. Peter reißt den Umschlag auf. Ein ehemaliger Arbeitskollege schreibt ihm aus Westberlin. Peter möchte doch so gut sein und einen Bekannten für zwei Tage bei sich beherbergen, da dieser in der Stadt etwas zu erledigen habe.

„Ist ja ulkig, der kann doch ins Hotel gehen." Peter reicht den Brief unschlüssig seiner Mutter.

Illustration: Poche

Burscheid will übernachten

Drei Tage später. Peter Dobb ist gerade von der Werft nach Hause gekommen, da schrillt die Klingel durch die Wohnung. „Das ist Helga!" Peter springt auf und läuft erwartungsvoll zur Tür. Etwas enttäuscht und erstaunt blickt er jedoch in das Gesicht eines elegant gekleideten jungen Mannes.

„Guten Tag, Herr Dobb. Mein Name ist Burscheid. Ihr ehemaliger Arbeitskamerad Hans Korn war so freundlich und schrieb Ihnen einen Brief, in dem er mein Kommen ankündigte."

„Ach so." In Peter Dobbs Stimme schwingt deutlich ein Ton der Gleichgültigkeit mit. „Bitte, kommen Sie herein."

Burscheid ist von ausgesuchter Höflichkeit. Er plaudert über Berlin, bietet Peter Dobb Zigaretten an und steckt Mutter Dobb, die verschämt abzuwehren versucht, zwei Tafeln Schokolade in die Schürzentasche. Beiläufig erwähnt er den Grund seiner Reise. Sein Onkel, ein Junggeselle, liege mit einer schweren Magenoperation im Städtischen Krankenhaus.

Während Peter genießerisch den Zigarettenrauch gegen die Decke bläst, betrachtet er prüfend den Gast aus Berlin. Unter buschigen Augenbrauen lugen kleine Augen hervor, die unstet hin und her wandern. Über der hohen Stirn ist das Haar sorgfältig gescheitelt. Um den Mund spielt ein harter, Peter dünkt beinahe ein brutaler Zug. Wenn Burscheid spricht, unterstreicht er seine Bemerkungen durch Gesten mit den großen farblosen Händen. Noch immer ist es Peter schleierhaft, weshalb Burscheid, der nicht gerade einen mittellosen Eindruck macht, kein Hotel für seine Übernachtung vorgezogen hatte. Taktvoll will Peter ihn jedoch nicht direkt danach fragen.

Wieder ertönt die Klingel. Peter entschuldigt sich und läßt Helga herein. Er macht sie mit Herrn Burscheid bekannt der sich sofort mit ausgesuchter Höflichkeit und Charme an sie wendet. Geschickt wie er ist, spart er dabei nicht mit Komplimenten und schürt damit Helgas weibliche Eitelkeit, was ihm sofort ihre Sympathie einträgt.

„Für das Risiko?"

„... hatte ich den Eindruck, daß Dobb durchaus brauchbar, wenn auch mit gewisser Vorsicht, zu genießen ist. — Haben Sie?"

Die Sekretärin nickt. „Ja, Herr Quent."

„Absatz. Im ‚Objekt Panther' wurde in dieser Woche mit dem Bau eines neuen Dreitausend-Tonners begonnen. Auftrag für Polen. Genaue Angaben über Maschinenstärke und Fertigungstermine will Dobb seinem V-Mann bis zum nächsten Treff, der am Sonnabend in vierzehn Tagen an der Marienkirche stattfindet, beschaffen. Ich trat Dobb gegenüber unter dem Namen Burscheid auf."

Die Tür wird ungestüm aufgerissen. Herein tritt der Leiter der Gehlen-Bezirksdirektion XV 310. Es ist derselbe Herr im grünen Ledermantel, der vor einer Woche in der Pullacher Zentrale der Gehlen-Organisation dem Sachbearbeiter Walter Bericht erstattete.

„Nicht übel, Quent", bemerkt der Chef, als er den Bericht gelesen hat. „Es scheint, wir fassen im ‚Objekt Panther' wieder Fuß. Ich hatte schon bald damit gerechnet, man würde Sie hochgehen lassen."

Quent verzieht sein Gesicht zu einem süßsauren Lächeln und denkt innerlich empört: „So ein kaltschnäuziges Schwein!"

Der Chef schiebt den Bericht in sein Schreibtischfach und zückt seine Brieftasche. Nach kurzem Überlegen reicht er Quent einige Scheine. „Für das Risiko?" Quent sagt es empört und enttäuscht zugleich. Der Chef grinst hämisch. „Wir sind hier kein Versorgungsinstitut!"

Peter hatte Angst

„Ich weiß nicht, was mit dir los ist." Helga streicht Peter Dobb zärtlich über den Haarschopf und versucht besorgt in seinen Augen eine Antwort zu lesen. „Das geht nun schon die ganzen Tage so. Warum sprichst du dich nicht mit mir darüber aus? Wir wollen doch nie Geheimnisse voreinander haben . . ."

Peter beginnt leise, zuerst etwas zögernd und stockend. Er erzählt ihr, was Burscheid von ihm verlangt hat: Spionagearbeit auf der Werft. Helga starrt ihn erschrocken an. „Peter . . ."

„Ja, ich weiß, es war dumm von mir. Aber ich habe doch nur nachgegeben, um ihn endlich loszuwerden. Ich wollte am nächsten Morgen gleich zur Polizei gehen, aber dann bekam ich Angst. Nachher hätte es geheißen, ich unterhalte Beziehungen zu Spionen, ich konnte doch nicht beweisen, daß ich noch nichts verraten habe. Außerdem war der Burscheid auch schon wieder nach Berlin unterwegs."

„Und nun? Was willst du jetzt machen?" Peter zuckt hilflos die Schultern. „Nichts. Ich lasse einfach nichts von mir hören. Ich tue so, als hätte ich diesen Kerl nie gesehen."

Helga überlegt angestrengt. „Und wenn nun wieder einer von denen kommt?" — „Das glaube ich nicht." Peters Antwort klingt nicht sehr bestimmt, und er selbst ist auch nicht davon überzeugt. Sonnabend an der Marienkirche, hatte der Burscheid ihm gesagt. Ein Herr im Lodenmantel mit einer Segeltuchtasche unter dem Arm würde ihn da erwarten. Soll er warten, bis er schwarz wird, denkt Peter.

Der Ring schließt sich

Kommissar Petersen legt mit einem überlegenen Lächeln die Akte aus der Hand. „Der Ring schließt sich. In ein paar Tagen greifen wir zu, alle auf einen Schlag."

„Und was machen wir mit dem Dobb?" fragt Kommissar Just. „Tja", Petersen schiebt seine Unterlippe vor und überlegt dabei einige Sekunden. „Wir nehmen ihn auch fest. Wissen muß er zumindest etwas, wenn er nicht sogar mit im Spiel ist, dann ist er allerdings ein ganz ausgekochter Bursche."

„Seit dieser Burscheid alias Quent bei ihm war, hat er keinen Besuch mehr gehabt. Postkontrolle hat ebenfalls nichts ergeben", erwägt Just.

„Das will noch nichts besagen. Auf jeden Fall weiterhin unter Beobachtung stellen. Selbst wenn er abgesprungen ist, werden die Gehlen-Leute bald etwas von sich hören lassen. Denen brennt jetzt die Zeit auf den Nägeln."

Mach keine Dummheit!

Schon im Korridor kommt Mutter Dobb Peter entgegen. „Der nette Herr Burscheid aus Berlin hat dir geschrieben." Peter zuckt zusammen. „So?" Seine Stimme klingt belegt. Hastig reißt er den Umschlag auf.

„Lieber Peter!

Tante Marga ist sehr besorgt, daß Du solange nichts von Dir hören gelassen hast. Der Onkel drohte schon und sagte Du seist ein ungezogener Bengel, der demnächst von ihm ein gehöriges Donnerwetter bekommt. Überlege es Dir also gut und sei nett zu dem Besuch. Wenn Du eine Dummheit vor hast, dann denke daran, daß es dafür jetzt zu spät ist.

Dein Vetter Karl."

Peter steckt den Brief nervös ein.

Noch am selben Abend kommt der im Brief angekündigte Besuch. Peter Dobb sagt zu allem Ja und Amen und verspricht, bis zum nächsten Tag Informationen aus der Werft zu besorgen. Der Fremde atmet auf. „Wir dachten schon, Sie hätten Angst bekommen. Aber ich sehe, Sie sind schlau und erkennen die große Chance, die sich Ihnen bietet. Denken Sie immer daran, daß Sie viel Geld bei uns verdienen können."

Peter nickt eifrig und macht ein freudiges Gesicht, obwohl ihm das in seiner Situation nicht leicht fällt.

„Also gut. Morgen ist Sonnabend, sagen wir um 14 Uhr an der Marienkirche, diesmal aber bestimmt."

„Sie können sich drauf verlassen, diesmal komme ich", versichert Peter. Als die Tür hinter dem Agenten ins Schloß gefallen ist, wirft er sich erschöpft auf das Sofa und grübelt, was er machen soll.

(Fortsetzung auf Seite 43)

(Fortsetzung von Seite 12)

lich immer anders vorgestellt hatte. Wieder warf er einen Blick über die Schulter zur Voltastraße hin; dann sagte er kurz:

„Wir haben ihn noch nicht."

Nun trat ein Leuchten in Laschners Augen:

„Lassen Sie mich durch, bitte . . .!"

Einen Augenblick lang musterte Amsel den abgehetzten Mann schweigend. Dann trat er dicht vor ihn hin und flüsterte fast:

„Wollen Sie ihn warnen?" Er ließ Laschner keine Zeit zu einer Antwort:

„Weshalb gehen Sie ihm dann nicht entgegen? Hier kommt er nicht mehr heraus, wenn er einmal drin ist . . ."

„Ich weiß nicht, woher er kommt!" stammelte Laschner. „Laufe ich zur U-Bahn in der Brunnenstraße, dann kommt er womöglich von der anderen Seite . . . Lassen Sie mich durch! . . ."

Unvermittelt wandte sich Heinrich Amsel von Laschner ab und ging, die Hände auf dem Rükken zusammengelegt, die Wattstraße hinab. Nun lauf schon, verschwinde! schrie es in ihm.

Da hörte er, wie der Mann davonrannte. Und wie will er ihn warnen? fragte sich Amsel, und er vermochte keine Antwort auf diese Frage zu finden. Er machte kehrt und schlenderte wieder zurück, der Straßenkreuzung entgegen.

Franz Laschner hastete die Treppen des Mietshauses hinauf, Stockwerk um Stockwerk, bis er keuchend vor einer alten, nicht mehr sehr standfesten Holztür lehnte, die zu den Bodenräumen führte. Die Tür war verschlossen, aber mit einem kräftigen Ruck konnte er sie aufreißen. Scheppernd fiel ein Teil des verrosteten Kastenschlosses herunter, die äußere Klinke baumelte lose im Holz.

Der Boden war unaufgeräumt und stark verschmutzt. Franz Laschner drängte sich zwischen alten Kinderwagen und verstaubten Truhen und Kisten hindurch, stieß einen wackligen Blumenständer um und wirbelte aus einem zerschlissenen Federbett eine weiße Wolke auf. Dann stand er unter einer jener schräg ins Dach eingelassenen Luken, die er suchte. Er zog eine Kiste heran, stieg hinauf und stieß die in einem Bleirahmen eingefaßte Luke auf. Mit einem Klimmzug zog er den Oberkörper hinaus aufs Dach. Seine tastenden Füße fanden in den Dachsparren einen unsicheren Halt.

Über dem Häusermeer, das sich rings um ihn im Dunst verlor, lag der rötliche Schein des neuen Tages. Es würde wieder ein heißer Tag werden. Schon jetzt glaubte Franz Laschner die Strahlen der Sonne zu spüren, die in wenigen Stunden die Straßenschluchten da unten wieder mit schwelendem Brodem erfüllen würden.

Die Voltastraße gähnte schwarz und verloren zu ihm herauf. Kaum eine Menschenseele gab es scheinbar da unten. Aber Franz Laschner wußte jetzt, daß irgendwo in einem oder mehreren Hauseingängen Männer standen, die auf Max Kirsch warteten . . .

Er griff mit der Hand zurück unter das Dach und zog einen langen Fetzen herauf. Es mochte einmal eine Tischdecke gewesen sein, bevor es hier oben in Vergessenheit geriet, dieses verblichene, fast farblose Stück Tuch. Er legte es vor sich auf das flach abfallende Dach und wartete, ununterbrochen von einer Seite zur anderen spähend. Der Punkt war gut gewählt. In drei Straßenzüge konnte er von hier aus hineinsehen, und irgendwo dort würde es sein, in wenigen Minuten, vielleicht schon jetzt . . .

Dann weiteten sich Franz Laschners Augen, verkrampften sich seine Hände in das Tuch. Er stemmte sich gegen den Bleirahmen und schob seinen Körper ganz auf das Dach hinaus . . .

Am anderen Ende der Wattstraße kam ein junger Mann um die Ecke, schwenkte seine abgenutzte Aktentasche hin und her und ging gerade auf die Kreuzung zu, an der Oberwachtmeister Heinrich Amsel auf Posten stand.

Heinrich Amsel sah den Mann aus der Ferne herankommen und erstarrte einen Augenblick; nun war es soweit. Jenes Gesicht, das ihn seit Stunden nicht mehr losließ, dort kam es auf ihn zu, schon glaubte er, der Mann, dem dieses Gesicht gehörte, müßte vor ihm stehen . . . Jetzt hätte er, so wollte es der Befehl, langsam um die Ecke in die Voltastraße und auf die gegenüberliegende Seite gehen müssen, und dann würden die von der Abteilung K 5 ihre Pistolen rausholen und sich fertig machen . . .

Der ehemalige Fremdenlegionär Max Kirsch hatte einen Schritt zugelegt. Er konnte es sich nicht leisten, lange bei seiner Mutter zu bleiben; wenn die Straßen belebt wurden, mußte er wieder über die Sektorengrenze zurück sein. Die Gefahr war zu groß, entdeckt und verhaftet zu werden. Hier war er nach wie vor Fremdenlegionär und noch dazu ein desertierter.

Max Kirsch blieb mit einem Ruck stehen, Oberwachtmeister Heinrich Amsel wirbelte auf dem Absatz herum, aus dem Hauseingang Voltastraße 76 traten zwei Männer und starrten nach oben, hinauf zu den Dächern der grauen Häuserfronten.

Auf dem Eckhaus an der Voltastraße stand ein Mann. Breitbeinig und ein zerfetztes Tuch um den Kopf schwenkend, stand er da wie eine schwarze Statue gegen das rotgelbe Morgenlicht: „Sie wollen dich holen, Max!" schrie er, und hallend gellte es hinab in die Straße. „Sie warten auf dich, Max, lauf zurück!"

Max Kirsch hatte Franz Laschner gleich erkannt. Nur einen Augenblick stand er bewegungslos, dann raste er mit langen Sprüngen davon, war schon im nächsten Moment um eine Ecke verschwunden.

Zwei Stunden später meldete sich bei der Transportpolizei am Nordbahnhof im demokratischen Sektor Berlins ein Mann namens Franz Laschner. Er erzählte eine abenteuerliche Geschichte, die reichlich verworren klang. Doch nach verschiedenen telefonischen Anrufen mußte er viele Hände drücken und dann sagte man ihm:

„Draußen steht schon ein Wagen. Steigen Sie bitte ein. Er wird Sie in den Betrieb bringen, in dem Max Kirsch arbeitet. Er erwartet Sie."

Auch eine Badereise...

Nationalpreisträger **KARL GRUNBERG**
plaudert über die „gute alte Zeit"

Als Achtzehnjähriger verdingte ich mich bei einer Vergrößerungsanstalt für Fotografien. Mein Arbeitsplatz war die Dunkelkammer, ein feuchtes Loch, in dem bei rotem Licht mit viel Wasser und daneben mit Zyankali und anderen Giften gearbeitet wurde. Das Schlimmste aber waren die Überstunden, die in dieser Klitsche, die sich zufällig auch „Klitscher & Co." nannte, ständig auf der Tagesordnung standen. Obgleich diese Überstunden ohne jeden Aufschlag bezahlt wurden, rissen sich die Stammarbeiter förmlich darum, um ihre niedrigen Löhne aufzubessern; wir paar Jungen wurden natürlich erst gar nicht gefragt. Fast jede Woche ging es mehrmals bis zehn oder zwölf Uhr nachts. Einmal, als ein besonderer Stoßauftrag vorlag, wurde zweimal in einer Woche die ganze Nacht durchgearbeitet und der darauffolgende Tag wie gewöhnlich. Die natürliche Müdigkeit wurde durch den vom Chef gespendeten Kaffee und durch gemeinsames Melodienpfeifen verscheucht.

Selbstverständlich, daß in dieser Bruchbude von irgendeiner Organisation keine Rede war. Gegenüber dem stets gebügelt und geschniegelt auftretenden Chef herrschte eine Atmosphäre demütiger Unterwürfigkeit. Hinter seinem Rücken aber wurden unanständige Witze über sein unverblümtes Verhältnis mit der Buchhalterin gerissen. Als der schöne Sommer kam, fuhr der „Alte" mit seiner S . . drei Wochen an die See zur Erholung. Keiner von seinen zur ständigen Dunkelhaft verurteilten Arbeitssklaven wäre auch nur im entferntesten auf die Idee gekommen, auch für sich einen Erholungsurlaub zu beanspruchen, obgleich sie alle blaß wie die Wand aussahen. Das, was heute bei uns eine glatte Selbstverständlichkeit ist, war „in der guten alten Zeit" „noch nirgends mit drin". — Der Chef und seine Konkubine schrieben uns aus Ahlbeck eine schöne Karte, die reihum ging. Das weckte hier alles andere denn Klassenneid, wohl aber allerlei Gespräche über schöne Gegenden, von denen man gehört oder gelesen hatte und in die man mal fahren würde . . . wenn das große Los gewonnen wäre! — In solchen unfruchtbaren Quatschereien reagierten diese Menschen ihre Sehnsüchte nach Glück und Menschenrechte ab.

Auf die Dauer konnte ich den Entzug der Sonne nicht verschmerzen. So nahm ich die Stelle eines Schaffners zum Verleihen der Reisekissen auf den Bahnhöfen an. Hier war ich wieder mehr unter Menschen, Menschen, die froh und glücklich in die Ferien und in die weite Welt hinausfuhren. Wehmütig las ich die Aufschriften an den D-Zug-Wagen: „Zoppot", „Frankfurt a. M.", „München". Oder gar „Paris", „Wirrballen", „Hoek von Holland", „Ostende" — wie groß und schön war doch die Welt! Und wie erbärmlich war das schmale Stückchen, das der Mensch, der alle Werte schuf, davon zu sehen bekam. Eine schier verzehrende Sehnsucht nach der lockenden Ferne hatte mich mit aller Macht gepackt. Würde ich wohl jemals dazu kommen, mein großes Fernweh zu befriedigen? Gab es wohl jemals eine solche Möglich-

keit für einen jungen Proletarier wie ich einer war? Einer von den Unzähligen, der nichts gelernt hatte und auch nichts besaß.

Es gab eine solche Möglichkeit für junge Proletarier, auch in ein Bad zu fahren. Ein Kollege, der schon einmal als Hoteldiener „eine Saison mitgemacht" hatte, machte mir den Mund wässrig, auf diese Weise auch einmal zu „verreisen". So kam ich als Hoteldiener in das Kurhaus des idyllisch gelegenen Bad Freienwalde. Von diesem Idyll habe ich allerdings nur zweimal etwas gesehen: als ich hinkam und als ich wieder abhaute! Meine erste Enttäuschung war, daß ich nicht zum Koffertragen, Stiefelputzen und dergleichen mehr kam, wo die „dicken Trinkgelder" zu vermuten waren, sondern der Hauswirtschaft zugeteilt wurde. Hier war es auf meine Muskeln und daneben auf meinen Schlaf abgesehen. Jeder Tag begann morgens um sechs Uhr schon vor dem Kaffeetrinken damit, zusammen mit einem anderen „Friedrich" zahlreiche Körbe voll Kohlen in die Küche zu schleppen. Der dicke Kurhaus-

pächter nannte alle seine Hausdiener „Friedrich". Nach den Kohlen kam Eis an die Reihe, dann Weinflaschen und Geschirr, immer eine enge steile Wendeltreppe hinauf. Dann gab es den Garten zu harken, den Stall für die Ausspannung auszumisten, Bestecke zu putzen und dergleichen mehr. Kurz vor dem „Table d'hote" bekam ich einen erbärmlichen Fraß aus Rückständen, das sogenannte „Kellnergulasch" mit viel Mehlsoße und Kartoffeln und wenig Fleisch hingestellt. Dann mußte ich schon wieder nach oben, um hinter dem Büfett am Aufzug die Speisen weiterzureichen. Es waren herrlich aussehende und duftende Sachen, die da durch meine Hände gingen, und gar zu gern hätte ich auch einmal davon gekostet. Aber der ebenso geizige wie argwöhnische Kurhauspächter wachte mit Argusaugen darüber, daß niemand auch nur einen übriggebliebenen Bissen in den Mund steckte.

Abends hatte ich denselben Dienst hinter dem Bufett, bis um Mitternacht der Restaurationsbetrieb aufhörte. Fand aber eines der üblichen Feste statt, ging es noch darüber hinaus. Dem Umfallen nahe sank ich dann auf mein hartes, feuchtes Feldbett in dem dunklen Kellerraum, der den ausgebeuteten Domestiken als Schlafgemach diente. So ging das Tag für Tag und Woche um Woche, ohne jede Ruhepause. Ganz so hatte ich mir meine „Badereise" nun doch nicht vorgestellt, aber alle meine Versuche, meine Leidensgefährten zum solidarischen Widerstand gegen solche unmenschliche Ausbeutung zu bewegen, gingen glatt daneben. „Laß das bloß nicht den ‚Vater' hören (mit diesem speichelleckerischen Prädikat sprachen sie von dem vollgefressenen Kurhauspächter), dann schmeißt er dich sofort raus", wurde ich gewarnt.

Eines dieser rauschenden Feste, das bis zum nächsten Morgen durchging, fiel aus dem allgemeinen Rahmen heraus. Herr von Bethmann-Hollweg, der bisherige Landrat des Kreises Niederbarnim, war vom allerhöchsten Kriegs- und Landesherren zum Reichskanzler berufen worden. Im Kurhaussaal gab er seinen Standesgenossen von Ar und Halm ein auserlesenes Abschiedsbankett. Dieses Fest warf schon tagelang seine Schlagschatten voraus. Die „Friedrichs" hatten, zusätzlich zum laufenden Bedarf, ungeheure Mengen von Weinflaschen, Eis und anderem mehr zu schleppen. Das Parkett des Saales mußte spiegelblank gebohnert werden. Aus Berlin kam extra ein berühmter Koch herüber, desgleichen am Festtag selbst ein Sonderkommando von zwanzig befrackten Kellnern. Gegenüber von meinem Platz am Büfett hing ein großer Spiegel, dazu bestimmt, daß „der Vater" auch mal vom Saal her beobachten konnte, was hinter seinem Rücken vorging. Umgekehrt vermochte nun auch ich die Vorgänge im Saal zu überblicken. Die geschwollenen Reden der teils befrackten, teils uniformierten Junker, ihre gekrähten Hochs auf den allergnädigsten Landesherrn, der sie noch herrlicheren Zeiten entgegenführen sollte, vernahm ich Wort für Wort. Jedes Hoch wurde von einem Tusch nebst nachfolgendem „Heil dir im Siegerkranz" der Freienwalder Kurkapelle unter-

Illustrationen: Betcke

malt, die unweit von meinem Standort hinter Lorbeerbäumen placiert war. Die Musikanten waren ausschließlich Lehrlinge, blasse, verhungerte Jungen meines Alters, ebenso ausgebeutet wie ich selbst. Ich sah die unterdrückte Gier in ihren Augen, als die herrlichen Speisen an ihnen vorübergetragen wurden. Ich sah, wie sie gegen Morgen, als ich selbst kaum noch auf den Füßen stehen konnte, beim Fiedeln immer wieder vor Müdigkeit mit dem Kopf auf die Notenständer fielen. Ich sah, wie einer der vollgesoffenen Junker nach dem anderen von ihren Kutschern und Dienern an uns vorbei zu ihren Wagen geschleppt wurden, während drinnen im Saal die standfesteren Kumpane allerlei Mätzchen trieben! Und ein schier unbändiger Haß gegenüber einer Gesellschaftsordnung, in der es solche schreienden Gegensätze gab, erfüllte mein ganzes Inneres. Er stieg förmlich zur Weißglut, als der Kurhauspächter, der bei diesem Bankett einen gewaltigen Schnitt gemacht hatte, jedem von uns als Lohn für die Überarbeit . . . eine Flasche echtes Bier spendierte.

Am meisten empörte mich aber die Gleichgültigkeit, mit der die Hotelsklaven diese Ausbeutung hinnahmen. „Im Hotelgewerbe ist das nun mal so!“ Für die ausgefallenen freien Tage gab der „Vater“ hier jedes Jahr beim Saisonschluß ein Betriebsvergnügen, davon hörte ich oftmals phantasieren. Die Kosten dafür hatte er schon an dem Zinsgewinn, den ihm der bis dahin einbehaltene Lohn seines Personals brachte. — Bei mir hat er allerdings nicht viel gewonnen. Ganze vier Wochen hielt ich in dieser Tretmühle aus. Oben auf dem Pimpinellenberg über der Stadt legte ich mich erstmal ins Gras und ließ mir die Sonne auf den entblößten Oberkörper scheinen, dessen Rippen die Haut zu sprengen drohten. Mein „Kuraufenthalt“, der mir so unauslöschliche Eindrücke vermittelt hatte, Eindrücke, die für meine künftige Entwicklung von großer Bedeutung werden sollten, war zu Ende. Ich war wieder mal „frei“. So frei, wie ein junger Arbeiter mit 25 Mark Monatslohn in der Tasche und ohne Aussicht auf eine neue Stelle in der „guten alten Zeit“ nur sein konnte.

W. W. ASCHENBACH

Sein ruhigster Tag

„So", sagte ich beim Verlassen des kleinen Bahnhofs zu meiner Frau, „jetzt wirst du gleich meinen Vetter Robert kennenlernen. Er ist ein Prachtkerl und so tüchtig, daß er bereits mehrere Belobigungen vom Kreisschulamt bekam, obwohl ich das stark auf die Ruhe hier• zurückführe, da kann ja jeder das Doppelte leisten."

Einige Minuten später klingelten wir an der Wohnungstür, doch zu meinem Erstaunen öffnete niemand. „Nanu", sagte ich, auf die Uhr blickend, „die Schule muß doch längst aus sein?" Wir stiegen die Treppe hinunter und erfuhren von einer Hausbewohnerin, daß Robert im Bad sei. „Siehst du", lachte ich, „der hat es gut. Liegt auf dem Rücken und läßt sich braun brennen."

Wieder ging es am Bahnhof vorbei, aber diesmal begegneten wir ihm schon an der Ecke. „Hallo", sagte er schwach, „nett, daß ihr gekommen seid." Dabei schüttelte er uns eilig die Hände.

„Na, Robert", fragte ich, „gebadet und ausgeruht?" Er sah mich verständnislos an. „Ausgeruht?" wiederholte er gedehnt. „Ja", brummte ich unzufrieden, „oder hackst du vielleicht Holz auf der Liegewiese?"

„Nein", erklärte er kurz, „ich bin doch hier der Badewart."

„Badewart", nun war ich der Erstaunte, „ich denke, du bist Lehrer?"

Robert trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. „Das auch", sagte er, „aber ich habe so viel Funktionen, daß ich mich geradezu teilen möchte. Übrigens, entschuldigt, bei mir drängt die Zeit. Wenn ihr mitkommen wollt, ich muß rasch zum Sportplatz."

Wir hasteten los. „Spielst du dort Fußball?" erkundigte ich mich.

„Ach", Robert winkte ab, „wie du dir das vorstellst. Ich muß Geräte ausgeben." Eine halbe Stunde lang hantierte er mit Bällen, Sprungbrettern, Boxhandschuhen und Stoppuhren, dann verschloß er die Holztür. „So", sagte er, „nun aber schnell, ich habe schon fünf Minuten Verspätung."

„Was denn", forschte ich besorgt, „ich dachte, wir bleiben zusammen."

„Später", er rannte fast, „erst kommt die Bücherei." „Hol deine Bücher doch an einem anderen Tag", schlug ich arglos vor.

„Hast du eine Ahnung", verwies er mich, „ich bin hier Ortsbibliothekar."

Diesmal dauerte es etwas länger. Robert lieh aus und nahm ein, gab Ratschläge, stempelte und wühlte in Listen. „Hör mal", sagte ich, als er endlich den Schlüssel einsteckte, „jetzt machen wir es uns aber gemütlich." „Gemütlich", Robert fuhr sich nervös durch das Haar, „nachher. Ich muß mich beeilen. Heute ist Sprechstunde im Wohnungsausschuß, die Leute werden schon warten."

Auch das ging vorüber. „Junge", bedauerte ich ihn, „so spät hast du Feierabend?" Er schüttelte resigniert den Kopf. „Noch lange nicht", antwortete er, „jetzt muß ich wieder auf den Sportplatz. Geräte einnehmen."

„Mensch", sagte ich müde, „mir tun schon die Füße weh."

„Mir auch", gestand er zerknirscht, und nach einer Pause, „es ist vielleicht besser, wenn ihr zu meiner Frau geht. Christa vertritt mich nämlich im Bad."

Wir drückten uns kurz die Hände und gingen an der Kreuzung auseinander.

„Hallo," rief er uns nach, „ich komme, sobald der dramatische Zirkel die Probe beendet hat."

Im Bad packte uns Christa in Liegestühle und brachte zwei Flaschen Limonade. „Sag mal", fragte ich, „ist Robert immer so überlastet?" „Tja", erwiderte sie, „wie man es nimmt. Eigentlich ist heute sein ruhigster Tag."

Nach sieben schloß das Bad seine Pforten, und eine Viertelstunde danach stiegen wir mit Christa die Stufen zur Wohnung hinauf, wo sie mit flinken Händen das Abendbrot richtete. Robert kam vom dramatischen Zirkel für einen Moment hereingestürzt, griff sich die Schnitten vom Teller und jagte zur Chorprobe. „Punkt zehn bin ich da", versicherte er noch.

Es wurde etwas später. —

„Ich würde mich nicht wundern", begrüßte ich ihn, „wenn sie dich auch noch als Hebamme anfordern."

Robert fiel ausgepumpt auf das Sofa. „Du hast gut lachen", sagte er nur.

Die Frauen zogen sich bald zurück, auch ich war schläfrig und legte mich auf das provisorische Nachtlager auf dem Diwan nieder. „Hoffentlich stört dich das Licht nicht", sorgte sich Robert und deutete auf einen Stapel Hefte, „die muß ich alle noch bis morgen korrigieren."

Mitten in der Nacht vernahm ich plötzlich ein heulendes Geräusch, das an- und abschwoll. „Verdammt", ächzte Robert von seiner Liegestatt, „das hat mir gerade gefehlt."

„Was ist denn los?" wollte ich wissen. „Es brennt", sagte er ruhig, erhob sich und tappte hastig zum Lichtschalter.

„Robert", fragte ich, „soll ich auch aufstehen?" „Unsinn", knurrte er, „ich bin doch Feuerwehrmann." Bald trampelte er in Stiefeln durch das Treppenhaus. Ich lauschte noch eine Weile, dann übermannte mich die Müdigkeit.

Gegen sechs Uhr früh drang ein leichtes Klappern an mein Ohr. Ich öffnete mühsam die Augen und sah Robert über eine Schreibmaschine gebeugt eifrig tippen.

„Hör mal", wunderte ich mich, da er schon wieder auf den Beinen war, „was schreibst du denn?" „Entschuldige", bat er, „aber es sind wichtige Einladungen." „Einladungen?" ich riß vollends die Augen auf, „habt ihr eine Festlichkeit?" „Nee", Robert spannte aus, „Versammlung."

Während ich mich noch rasierte, nahm Robert einen Schluck Kaffee und seine Aktenmappe. Ich sah ihn vom Fenster aus, wie er schnell das Gartentor zuwarf, einen Nachbarn grüßte und auf die Fahrbahn trat. Doch im nächsten Moment riß ihn ein ohne Klingelzeichen um die Ecke biegender Radfahrer zu Boden.

Ohne mich lange zu besinnen, eilte ich in Hose und Hemd hinunter, um gemeinsam mit dem Radler den Ohnmächtigen vorsichtig auf den Rasen am Haus zu betten. „Da haben Sie ja was Schönes angerichtet", sagte ich, Der Radfahrer nickte zerknirscht, blickte aber besorgt auf seinen angeschwollenen Knöchel. „Bleiben Sie hier", rief ich ihm zu, „ich hole rasch einen Sanitäter."

Mit wenigen Sätzen stand ich schon im Hof der Milchhandlung an der Ecke und trommelte auf gut Glück an ein Fenster.

Ein erschrockenes Frauengesicht zeigte sich für einen Augenblick hinter der Scheibe, verschwand aber, bevor ich etwas sagen konnte. Ungeduldig lief ich bis zur Haustür und drückte gleichzeitig dreimal auf alle vier Klingeln. „Hallo", fragte ich, nachdem sich aus dem ersten und zweiten Stock halbangekleidete Menschen herabbeugten, „wo gibt es hier eine Erste Hilfe?"

„Doktor Bäumler, gleich hinter dem Bahnhof", antwortete ein Mädchen von oben. „Der ist im Urlaub", ergänzte eine Etage tiefer eine ältere Frau.

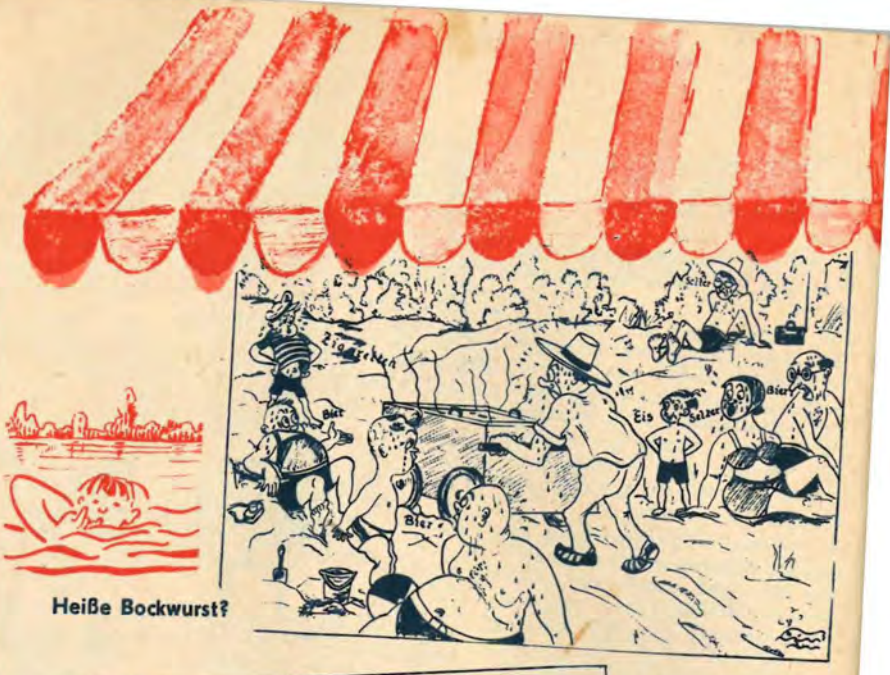
„Warten Sie mal", sagte der Milchmann aus dem Erdgeschoß, „wir haben auch einen Rettungsdienst. Gleich das vierte Haus hinter der Bäckerei."

Ich dankte, machte kehrt und stürmte in angegebener Richtung die Straße entlang, da sah ich, daß Robert bereits auf den Beinen stand und sich noch ein wenig schwankend am Gartenzaun festhielt.

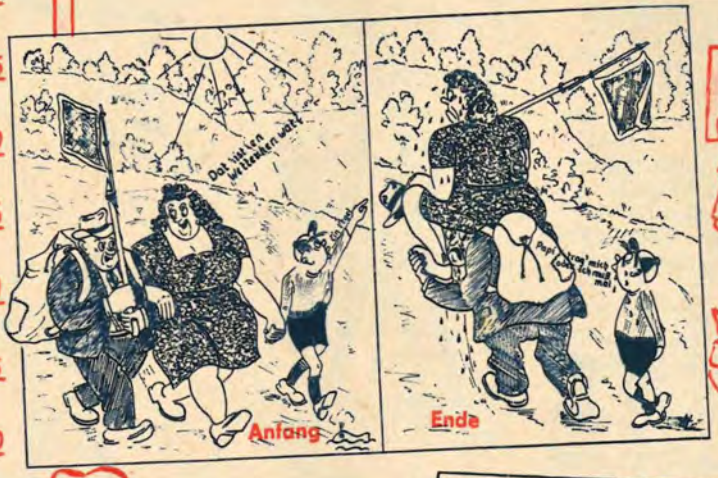
Illustration: Betcke

„Hör mal", fragte er verwundert, „wo willst du denn hin?" „Ich suche den Rettungsdienst", gab ich eifrig zur Auskunft, da ließ sich Robert matt auf die hinter ihm stehende kleine Bank fallen, auf der schon mit aufgekrempeltem Hosenbein der Radfahrer saß. „Mensch", sagte er nur, „gib dir keine Mühe, ich bin natürlich auch der einzige Sanitäter im Ort."

IST DAS NE HITZE



Heiße Bockwurst?



„Emma, stell schnell die Dinger ab!" – „Warum denn, August, bei dieser Hitze kannste ruhig 'n kurzen Haarschnitt vertragen."

„Aber Kunibert, wenn ich bitten darf – etwas mehr Haltung!"

„Alter Dussel, ick hab' dir doch gleich gesagt, der Rand ist matschig."

„He, bei mir ooch mal!"

DER GLOBUS

Eine phantastische Skizze von B. Jewgenjew

Anfangs hatte Alexej Iwanowitsch Gorjunow den Eindruck, daß er in einem Flugzeug in sehr großer Höhe dahinfliege.

Im milden Licht der Sonne — so pflegte es an einem klaren sonnigen Tag zu sein — erstreckt sich unter ihm ein riesiges Waldmassiv. Der Waldboden ist dicht mit Moos bedeckt. Er bildet jenes flaumige, beinahe plüschartige grüne Kissen, das jeder Pilzsammler gut kennt. Gorjunow, der alles sehr aufmerksam betrachtet, entdeckt die gefiederten Kronen von Palmen und hegt keine Zweifel, daß er weder die rauhe Taiga noch die bunten Mischwälder der gemäßigten Zone sieht, sondern feuchten, tropischen Wald. Dort im Gestrüpp des dunklen Streifens blinkt ein Fluß auf. Und träumend stellt sich Gorjunow vor, wie sich mächtige Waldriesen zu den träge dahinfließenden Wassern herabneigen. In den von Lianen umflochtenen Zweigen kreischen Papageien und tummeln sich Affen.

Nach einigen Minuten wird der Wald von gelblicher Steppe mit einzelnen Baumgruppen abgelöst, die allmählich in eine öde, von der Sonne ausgedörrte Hochebene übergeht. Danach erscheint hinter dem Fenster ein Gebirgsrücken mit wilden kahlen Felsen, die von tiefen Schluchten zerrissen sind. Der grüne Streifen eines Ufers huscht vorüber, ein schmaler, in die Augen fallender Saum der Brandung entlang dieses Ufers — und dann öffnet sich die Weite des Ozeans. Alexej Iwanowitsch lachte erfreut vor sich hin. Wie herrlich ist das doch!

„Daß wir uns hier in der Nähe des Stillen Ozeans treffen müssen, Alexej!" vernahm Gorjunow plötzlich neben sich eine leise Stimme. Er fuhr überrascht zusammen und drehte sich um. Vor ihm stand ein hagerer, hochgewachsener Mensch. Scharfe Augen blickten unter dem grauen Haar auf Gorjunow.

Professor Prjachin, der bekannte Geograph, der berühmte unermüdliche Weltreisende, ein alter Freund Gorjunows noch von der Moskauer Universität her, schüttelte ihm die Hand.

„Ich suche ihn auf der ganzen Erdkugel, und was sehe ich, — er sonnt sich in den Tropen!" Mit diesen Worten preßt Prjachin mit seiner kräftigen, starken Hand die Gorjunows. „Warum bist du nicht direkt zu mir gekommen, wie es verabredet war?"

„Ja, ich war auf dem Wege zu dir, als ich hier vorbeikam . . ."

„. . . und dich begeistert hast! Das ist verständlich!" lachte Professor Prjachin. In diesem Augenblick sah er dem jungen, fröhlichen Studenten Serjoscha Prjachin, an den sich Gorjunow recht gut erinnerte, bemerkenswert ähnlich.

„Nun, altes Haus, setzen wir uns, unterhalten wir uns!" sagte Prjachin, nahm Gorjunow beim Arm und führte ihn zu einem niedrigen Sofa.

Gorjunow setzte sich und betrachtete zum ersten Male aufmerksam die Wände. Es war ein schmales, langes Zimmer mit hoher, abfallender Decke. Die Wände waren mit polierten, eingelegten Hölzern bedeckt: hier waren Palmenblätter, dort seltsame Früchte oder herrliche Blumen, Schmetterlinge und Vögel zu sehen — der Süden, die Tropen! Auf der Wand links war eine kleine Leinwand angebracht. Am geöffneten Fenster standen sechs bequeme Sessel mit Armlehnen. Und dort, hinter dem Fenster, ging der Ozean in die Ferne . . .

„Nun, wie steht's? Bedauerst du, hierher gekommen zu sein?" fragte Prjachin, lächelte und richtete aus alter Gewohnheit seine Blicke prüfend auf Gorjunow.

Alexej Iwanowitsch lächelte ebenfalls und schüttelte den Kopf. Wie könnte er es bedauern, daß er endlich den „Globus" gesehen hatte, diese neue bewundernswerte Schöpfung menschlichen Geistes und geschickter Hände! Er, der Geographielehrer in einer fernen Stadt des hohen Nordens, hatte davon geträumt, den „Globus" zu sehen. Er hätte von dem Tage an vom „Globus" geträumt, als er im vergangenen Jahr durch die Zeitungen davon erfuhr.

„Ich kam direkt vom Zug hierher", sagte Gorjunow. „Ich bin gerade für eine Minute zu meiner Schwester raufgesprungen, um den Koffer abzustellen, und dann habe ich dich angerufen . . ."

„Ich kann dich sehr gut verstehen", sagte der Professor, „aber jetzt, Alexej, berichte von dir. Erzähle von deinem Museum für Landeskunde, das du mit deinen Schülern aufgebaut hast . . ."

„Davon später. Später!" antwortete Gorjunow. „Erst erzähle du mal! Ich bitte dich, berichte vom ‚Globus'!"

„Nun gut, gut!" meinte Prjachin und lächelte über die Ungeduld Gorjunows. „Über den ‚Globus', schön, fangen wir an . . ."

☆

„. . . In der Mitte des runden Vorführungssaales, der beinahe das gesamte Gebäude einnimmt und einen Durchmesser von 50 Metern und nahezu die gleiche Höhe hat, dreht sich, durch einen komplizierten Mechanismus in Bewegung gehalten, der Globus mit einem Durchmesser von über 25 Metern. Es ist eine leichte, völlig hohle Kugel, deren festes Aluminiumgerippe mit einer dünnen Kunststoffschicht überzogen ist.

In den Flügeln des Gebäudes sind Hörsäle, Filmvorführungsräume, eine Bibliothek, ein Filmarchiv, Zimmer für wissenschaftliche Sitzungen und zahlreiche andere Hilfsräume untergebracht.

Die Berge, Wälder, Flüsse, Meere, Ozeane, Wüsten, Großstädte usw., die du auf der Oberfläche des Globus gesehen hast, sind Früchte der Findigkeit eines großen Kollektivs von Geographen und Künstlern."

Prjachin machte eine Pause. „Du kannst dir natürlich vorstellen, daß es nicht ganz einfach ist, sagen wir, den tropischen Wald, einen Höhenzug oder die Tundra ‚in der Natur' nachzubilden, das so zu machen, daß eine möglichst vollständige Illusion von ‚wirklichen' Wäldern, Bergen, Tundren usw. entsteht . . ."

„Natürlich hat unser Kügelchen" — so nannte Professor Prjachin scherzhaft die gigantische Kugel, die sich leicht und lautlos hinter dem Fenster drehte — „viele Bedingtheiten. Man muß jedoch bedenken, daß die meisten dieser Bedingtheiten beabsichtigt waren. Nehmen wir die Umdrehungsgeschwindigkeit des Globus. Sie ist so gehalten, daß dem Beobachter die Möglichkeit gegeben ist, die Erdkugel gut zu betrachten. Ebenso bedingt sind auch einige Größen auf dem Globus. Bewußt gingen wir von einer maßstabgetreuen Nachbildung der Höhenzüge, der Flußbreiten, der Markierung der großen Städte usw. ab. Übrigens weißt du ja, daß diese Ungenauigkeiten auch bei jeder Schulkarte hingenommen werden und unvermeidlich sind." Prjachin legte die Hände ineinander und sagte, sich gleichsam entschuldigend: „Da ist eben nichts zu machen. Man muß die Aufgaben der wissenschaftlich genauen Übereinstimmung den Aufgaben unterordnen, die nicht weniger von Bedeutung sind, nämlich der Anschaulichkeit und der Überzeugungskraft. Und eben in der Erfüllung dieser Aufgaben wurde auch der Globus gebaut; und ohne diese Bedingtheiten besäße er nicht jene große Bedeutung für die Bildung und Erkenntnis . . . Überleg' mal selbst . . . Der Erdumfang am Äquator beträgt mehr als 40 000 Kilometer. Schon der alte Flammarion hat in seiner ‚Astronomie populaire' — wie du dich wahrscheinlich erinnern wirst — berechnet, daß der Tschomolungma — wie man den Mount Everest seinerzeit nannte — auf einem Globus von sechs Metern Umfang bei maßstabgetreuer Nachbildung nicht größer als $^1/_7$ Millimeter hoch werden darf. Und der Mount Everest ist 8,882 Meter hoch! . . . Unser ‚Globus' hat nicht bloß sechs Meter Umfang, sondern ungefähr 80 Meter. Er ist im Maßstab von 1 : 500 000 nachgebildet. Aber auch auf ihm wäre der Mount Everest nur ein kleiner Pickel, hätten wir ihn maßstabgetreu nachgebildet. Du hast die tropischen Wälder Südamerikas gesehen, du sahst die Kordilleren, Ozeane . . . Gibt das nicht alles eine nahezu vollständige Illusion von der Erdoberfläche? Und doch wäre eben diese Illusion nicht entstanden, hätten wir nicht darauf verzichtet, genauen Maßstab und Übereinstimmung zu wahren. Wie wichtig das ist, brauche ich dir, einem alten Verfechter der Anschaulichkeit beim Geographieunterricht, nicht zu erklären. Ich sagte schon, daß die Anschaulichkeit, die Überzeugungskraft, die Hauptaufgabe war, die es für uns bei der Schaffung des ‚Globus' zu lösen galt. Darin liegt wahrscheinlich auch seine wesentliche Bedeutung."

☆

Das Gespräch der Freunde wurde im Korridor fortgesetzt, dessen Wände mit malerischen Paneelen bedeckt waren, die Landschaften aus den Tropen darstellten. Gorjunow wußte, daß dieser Korridor einer der Ränge — „Tropische Zone" — war, die den Globus stufenförmig in Höhe des Äquators umgaben. Über ihnen, beträchtlich weiter vortretend, befand sich der Rang „gemäßigte Zone", und noch höher der Rang „kalte Zone". Ebenso befand sich unterhalb der „tropischen Zone" der Rang der südlichen „gemäßigten Zone" und darauffolgend die „kalte Zone", die Antarktis. Jeder Rang bestand aus Kabinen oder Logen, die der glichen, aus der eben erst Gorjunow und Prjachin herausgetreten waren.

In jedem Rang waren auch offene, in die nächste Galerie führende Sesselreihen, die jetzt mit Zuschauern besetzt waren. Darüber hinaus gab es Kabinenfahrstühle, die sich langsam von oben nach unten, oder genauer gesagt, vom Nordpol zum Südpol und dann in umgekehrter Richtung bewegten. Saß man in einer dieser Kabinen, konnte man die Erdkugel nicht nur in Richtung der Breitengrade verfolgen, sondern auch die Meridianrichtung, wodurch man den Wechsel in den Klimazonen beobachten konnte.

„Wenn du dich nicht fürchtest, dir durch den scharfen Klimawechsel eine Erkältung zuzuziehen", scherzte Prjachin, „dann laß uns direkt von den Tropen zum Nordpol eilen. Ich muß doch mal das Nordlicht prüfen . . ."

Die Rolltreppe brachte sie zur oberen Etage. Gorjunow sah auf eine hohe, kuppelförmige Decke und erblickte das dunkelblaue Gewölbe des Himmels vor sich, der mit Sternen übersät war. Plötzlich erstrahlte das Nordlicht! . . .

„Wunderbar, nicht wahr?“ meinte Prjachin, indem er auf die schillernden Lichter des „Himmels“ wies.

Zu den Füßen Gorjunows drehte sich eine Kugel, die einen Umfang von nicht weniger als 80 Metern hatte, sie drehte sich leicht und lautlos. Aber Gorjunow hatte die Gedanken über die technische Seite der Anlage gänzlich vergessen, sobald er vom oberen Stockwerk nach unten sah.

Unten lag das schimmernde Reich des bläulichen Schnees und grünen Eises. Auf dem dunklen Spiegel des Meeres zogen wie weiße Schwäne die Eisberge vorüber. Dort waren felsige, durch das Eis zusammengeschmiedete und vom Schnee zugewehte Ufer, die Fjorde Grönlands . . .

„Ich habe immer davon geträumt einmal in der Arktis zu sein“, sagte Gorjunow. „Und jetzt war ich da. Es ist nur schade, daß ich sie, wie man sagt, im Vogelflug gesehen habe.“

„Du kannst sie näher kennenlernen, dabei brauchst du gar nicht einmal von hier wegzugehen“, sagte Prjachin.

„Wie denn das?“

„Durch das Kino! Hier bei uns. Neben einer großen Spezialbibliothek haben wir auch ein ausgezeichnetes Filmarchiv. Einige tausend Kurz- und Langspielfilme sind dort gesammelt. In einem großen Kinosaal werden bei uns Filme über bestimmte Gebiete gezeigt, sie demonstrieren alle Neuerungen. Und jeder Besucher des ‚Globus‘ kann sich einen beliebigen Film bestellen, um ihn in einer der Kabinen auf der Leinwand des Tageskinos zu sehen.“

Prjachin erzählte, daß im „Globus“ jeden Tag nach einem bestimmten Programm Vorlesungen durchgeführt werden, die die Erdkugel erläutern, wobei die Vorlesungen den größten Erfolg haben, die sich mit Reisen und geographischen Entdekkungen befassen.

Die Freunde begaben sich eine Etage tiefer. Gorjunow setzte sich in einen bequemen Sessel, der am Fenster einer Kabine stand, und er hatte von neuem die Empfindung, als befände er sich auf einem Flug in großer Höhe, obgleich er jetzt wußte, daß vom Fenster der Kabine bis zur „Erdkugel“ nicht mehr als drei Meter Abstand waren.

☆

„In allen Kabinen werden jetzt die Rahmen einer besonderen optischen Einrichtung heruntergelassen“, sagte der Professor Prjachin, „durch ihr Glas hindurch sehen wir die Erdkugel in stark verkleinertem Maße, — wie in einem umgestülpten Binokel.“

Musik ertönte, leise und feierlich. Im Halbdunkel hinter dem Fenster erschien plötzlich die Erdkugel — nicht jene riesige, die Gorjunow eben erst erblickt hatte, sondern eine bedeutend, um das Fünf- bis Sechsfache verkleinerte. Sie drehte sich auch leicht um ihre Achse, war von innen her erleuchtet und schien durchsichtig zu sein. Das Mutterland leuchtete in glänzendem Gold, die Flüsse schlängelten sich durch dunkles Geäder, durch komplizierte Bronzemuster zogen sich die Gebirgsrücken. Die Meere und Ozeane schimmerten in einer sanften türkisblauen Farbe. Es war herrlich, die leuchtenden Farben der Erdkugel anzusehen!

„So muß das wahrscheinlich sein“, sagte Prjachin leise, „wenn man die Erde vom Mond aus sieht!“ „Die Erde ist reich, die Erde ist weit und freigebig!“ dachte er, „wie eine gute Mutter gibt sie ihre unzähligen Reichtümer demjenigen, der sich wie ein guter Sohn zu ihr verhält.“

(Gekürzte Übersetzung aus „Wokrug Sweta“ von Lilo Busse)

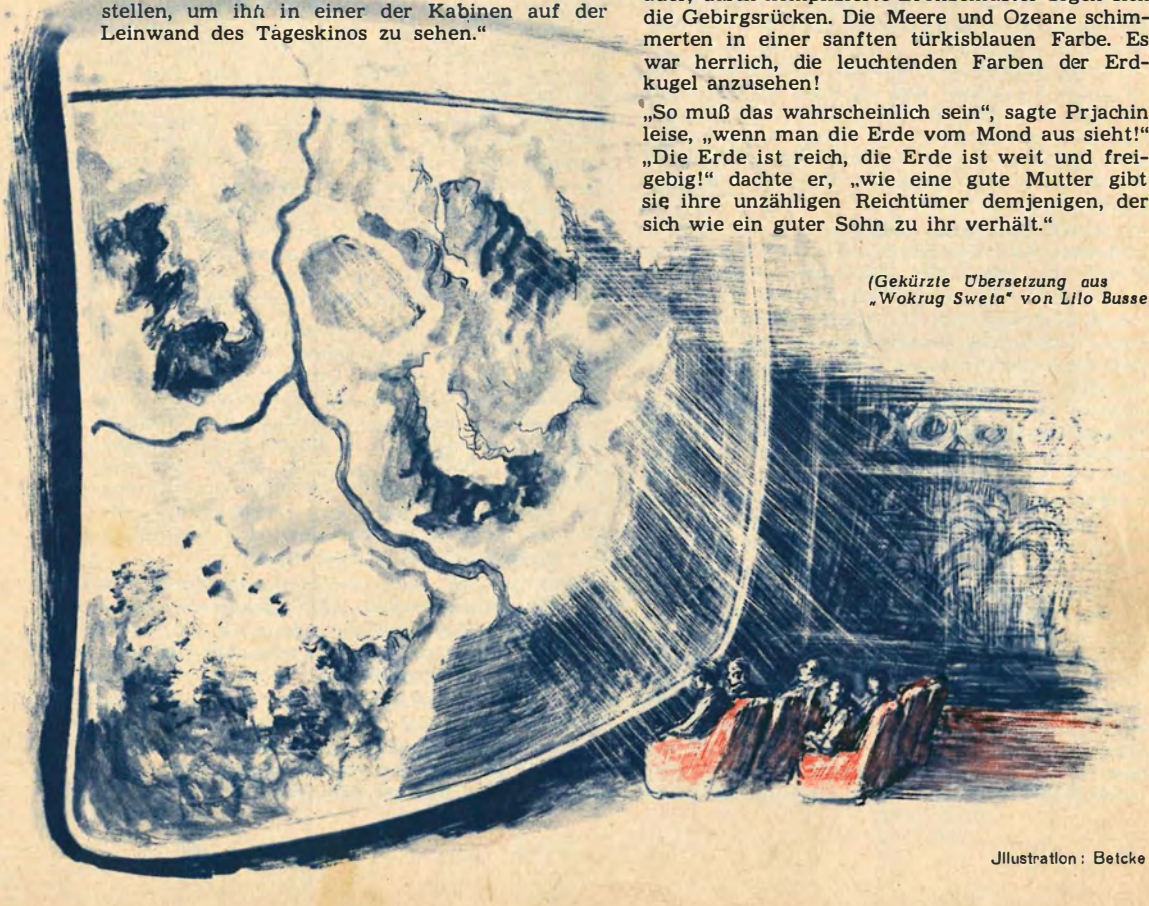


Illustration: Betcke

Illustration: Poche

(Fortsetzung von Seite 31)

Die Falle schnappt zu

13.35 Uhr: Triumphierend legt Kommissar Just einen Bogen Papier vor Petersen auf den Schreibtisch. „Die Abschrift eines Briefes an Dobb." Kommissar Petersen überfliegt die Zeilen. „Ausgezeichnet!"

„Das ist aber noch nicht alles. Gestern abend kam schon der Besuch. Der Bursche steht unter Beobachtung. Er hält sich noch in der Stadt auf."

„Den greifen wir uns mit", Petersen sieht auf seine Uhr. „Geben Sie Befehl, Genosse Kommissar, um 14 Uhr wird die ganze Bande verhaftet. Jeder, wo er gerade geht und steht."

13.47 Uhr: Peter Dobb sieht vor sich das rote Backsteingebäude des Polizeipräsidiums auftauchen. Ihm ist jetzt alles egal, wenn er nur endlich den Alpdruck los wird, der ihn befallen hat, seitdem er gestern abend den Brief in den Händen hielt. Als er die Stufen zum Präsidium emporsteigt, bleiben unten zwei Männer stehen, die ihm schon von zu Hause gefolgt sind. Sie sehen sich überrascht an, als er plötzlich im Präsidium verschwindet.

13.53 Uhr: Peter Dobb sitzt Kommissar Petersen gegenüber. Freimütig berichtet er über die Ereignisse der letzten Wochen. Petersen unterbricht ihn plötzlich. „Es ist 14 Uhr, Herr Dobb." „Ach, ja", Peter springt erschrocken auf. „Jetzt steht der Kerl bestimmt an der Marienkirche . . ."

14.00 Uhr: Dunkel und voll hallen die Glockentöne vom Turm der Marienkirche. In der kleinen Parkanlage vor der Kirche sitzen ein paar Frauen auf den Bänken und sonnen sich. Kinder spielen im Sandkasten. Vor dem Kirchenportal steht ein Mann im Lodenmantel und blinzelt in die Sonne. Unter den Arm geklemmt hält er eine Segeltuchtasche.

Zwei Herren, eifrig ins Gespräch vertieft, kommen gemächlich den Weg durch die Anlagen entlanggeschlendert. Als sie dem Mann mit der Segeltuchtasche bis auf zwei Schritte nahe gekommen sind, bleiben sie unvermittelt stehen.

„Wissen Sie, wie spät es ist?" fragt einer der beiden Herren den Mann im Lodenmantel. Der sieht den Fragesteller verdutzt an. „Eben hat es zwei geschlagen." — „Und für Sie zwölf. Sie sind verhaftet."

Der Mann im Lodenmantel reagiert blitzschnell. Er schleudert den beiden seine Tasche entgegen und springt mit einem mächtigen Satz in das Gebüsch an der Kirchenmauer. Ein Schuß kracht und zerreißt jäh die Mittagsstille.

Während der eine Kriminalbeamte zur Straße keucht, nimmt sein Kamerad die Verfolgung des Flüchtigen durch die Sträucher der Anlagen auf. Plötzlich heult ein Automotor los. Der Agent hat die Straße erreicht. Vom Chauffeur des parkenden Autos wird der Wagenschlag aufgestoßen. Der PKW fährt an. Im Laufen blickt der Agent sich um. Noch ist sein Verfolger in den Büschen verborgen. Als er zum Sprung auf das fahrende Auto ansetzt, peitscht ein zweiter Schuß durch die Luft. Der Agent zuckt zusammen und fällt vornüber. Er klammert sich an die offenstehende Autotür und wird einige Meter mitgeschleift.

Dann sind die beiden Polizisten auch schon heran. Der Fahrer, der die Sinnlosigkeit des Unternehmens eingesehen hat, stoppt den Wagen. Das Spiel ist aus . . .

„Eine schöne Pleite!"

Wie ein Häufchen Unglück sitzt Quent vor dem Leiter der Gehlen-Bezirksdirektion XV 310 in Westberlin. „Alle verhaftet", berichtet er zerknirscht.

Der Chef wischt sich nervös mit dem Taschentuch über die schweißnasse Stirn. „Eine schöne Pleite!" faucht er wütend. Dann ruft er nach der Sekretärin. „Berichten Sie an die Zentrale: Fehlmeldung vom ‚Objekt Panther'."

Zwischen Kindheit

Haben junge Mädchen Kleidersorgen? Eine simple Frage, aber man kann sie nicht oft genug stellen. Natürlich haben sie auch Sorgen um die richtige und passende Garderobe. Es ist nämlich sehr wichtig, daß sie in diesem Alter schick angezogen sind. Früher bezeichnete man die jungen Mädchen zwischen Kindheit und Erwachsensein überlegen lächelnd als Backfische. Heute stehen diese „Backfische" mitten im Berufsleben und einige von ihnen sogar an verantwortlichen Positionen. Sie tanzen gern, sie schwärmen für dieses oder jenes und haben auch ihre kleinen Geheimnisse. Doch sie sind viel selbständiger geworden, und das drückt sich auch in ihrer Kleidung aus.

Sie bevorzugen den sportlichen Anzug. Es sind die kleinen Kleider, die netten Kombinationen, ein Stil, der jugendlich ist, aber nicht verspielt, keck, aber nicht extravagant, anmutig und praktisch zugleich. Es ist ein eigner Stil, den man allgemein als „Junior-Stil" oder „Colleg-Stil" bezeichnet. Sie wollen weder vergrößerte Kinderkleidung noch verkleinerte Damengarderobe tragen.

Leider werden gerade ihre Wünsche bisher ignoriert. Es sieht so aus, als würden sie für die Industrie überhaupt nicht existieren, denn nur selten findet man ein für sie

Eine flotte Kombination aus Wollcrylon. Über einem plissierten Faltenrock wird eine lose Bluse getragen, mit einem Einsatz aus Perlastik.

Entwürfe
und Zeichnungen:
Edith Franck

Bei diesem Modell aus Punktmaterial ist das Oberteil über die Taille hinaus verlängert. Der hier angesetzte Rock trägt vorn und hinten je drei Kellerfalten. Der große Kragen und die Ärmelaufschläge sind mit weißem Pikee besetzt.

Ganz links eine Kombination, die aus einem engen Miederrock, einer Streifenbluse und einem Jäckchen besteht. Das kragenlose Jäckchen hat angeschnittene, dreiviertellange Ärmel und kleine Leistentaschen. Sehr praktisch ist auch der Trägerrock daneben. Die Nähte des Achtbahnenrocks sind abgesteppt. Das dritte Modell besteht aus einem karierten Glockenrock und einer einfarbigen Jacke

und Erwachsensein

tragbares Kleid im Angebot des Handels. Wer also nicht von einer schneidernden Mutti betreut wird oder selbst mit Schere, Nadel und Faden umzugehen versteht, darf als großes Kind oder kleine Frau herumlaufen. Ein schlechter Dienst, den man unseren jungen Mädchen erweist. Wir haben unseren jungen Leserinnen heute einige Modelle entworfen, um ihnen Anregungen für die eigene Gestaltung ihrer Garderobe zu geben.

Hoffen wir aber, daß sich bald ein findiger Betrieb ihrer Kleidersorgen annimmt, damit sie auch ohne eigene schneiderische Fähigkeiten nett angezogen sein können. Dabei ist es durchaus nicht schwer, eine ihren Wünschen entsprechende Kleidung anzufertigen, denn „ihr" Stil läßt unzählige Variationen zu. Es gibt weite und enge Röcke, schlichte, fast sachliche Blusen und solche von weichem Schnitt, phantasievolle und strenge Taschen, Falten und Glocken, zarte Pastelltöne und kraftvoll leuchtende Farbkompositionen. Aber immer sind ihre Kleider im Grunde einfach und für viele Zwecke tragbar. Sie passen ins Büro wie auf die Straße, in den Hörsaal wie auf den Weg zur Arbeitsstelle. Sie gefallen überall, denn sie unterstreichen den Typ des jungen Mädchens von heute. *Edith*

Der schmale Rock und die lose geradefallende Weste aus Dreistern-Wolle wird durch einen orangefarbenen Pulli ergänzt.

mit langen Ärmeln. Sie ist einreihig, mit einem kleinen Schößchen und einem Reverskragen geschnitten. Ganz rechts ein einfaches aber sehr hübsches Kleid, bei dem zwischen Oberteil und dem in lose Falten gelegten Rock ein mit Knöpfen geschmücktes Miederteil eingearbeitet ist. Der Mönchskragen und die Aufschläge an den dreiviertellangen, eingesetzten Ärmeln werden durch eine weiße Blende geschmückt.

Modelle (2) – Institut für Bekleidungskultur
Fotos: Kiesling

Für die kleinen Festlichkeiten ist dieses Modell gedacht. Das einfarbige Oberteil wird nur um den Nacken geführt und läßt den Rücken frei. An der etwas verlängerten Taille ist ein weiter Rock aus Spitze oder Perlon angesetzt. Als Ergänzung dient das kurze Jäckchen mit den dreiviertellangen Ärmeln und dem kleinen Stehkragen.

Das Hamlet-Schloß Kronborg von der Sundseite

Fortsetzung von Seite 9

fenden Rhythmus der Maschine. Alles zittert. Wir zittern in einen traumlosen Schlaf hinüber.

Ein merkwürdiges, glucksendes Geräusch läßt mich erwachen. Es ist stockdunkel. Wasser, denke ich, Wasser strömt ein. Mein linkes Ohr liegt genau an der Bordwand. Nur einige Millimeter, und es umfängt mich die grüne See. Ein schwimmender Sarg ist das hier. Du lieber Himmel, was ein Reporter so alles aushalten muß. Wenn der geneigte Leser schon einmal unter Zwangsvorstellungen zu leiden hatte, dann weiß er, wie mir zumute ist. Laß strömen, was strömt, denke ich. Ob ich im Müggelsee ertrinke oder im Nordatlantik — Wasser ist Wasser. Aber nein, wie kann man sich so ruhig dem Schicksal ergeben? Ich taste nach der Schwimmweste. Sie ist weg. Sind denn die anderen schon ausgestiegen? Während mein linkes Ohr angespannt lauscht, trifft mein rechtes ein tiefer Schnarchton. Wahrhaftig — in den Nachbarkojen pennen die Piraten. Und jetzt fällt auch durch das Skylight ein spärlicher Streifen Tageslicht. Ich springe mit beiden Beinen von meinem Fakirlager. Nur hinaus aus dieser luft- und lichtlosen Folterkammer.

Als wir den steilen Niedergang emporklimmen, erfaßt uns die alte Entdeckerfreude. Soeben dem Tode entronnen, atmen wir mit vollen Lungen die herbe Seeluft und fühlen uns wieder völlig sicher. Eine Sicherheit, die uns seitdem auch bei dem ärgsten Steam nie mehr verlassen hat.

Wir werfen einen Blick auf den Kompaß: 315° nordwestlicher Kurs. Der Leuchtturm von Eggerö kommt in Sicht. Und dann leuchten vor uns die hellen Häuser von Lister auf. Welch ein Unterschied zur mitteleuropäischen Siedlungsweise. Natur und Klima verwehren den Menschen den Zutritt ins Innere des Landes. Unwegsame Berge versperren dem Eindringling die Schönheit einsamer Täler. Nur an der Küste, die mild erwärmt wird durch den lebenspendenden Golfstrom, breitet sich ein Gürtel grüner Felder und Wiesen. Hier, gleichsam an den Pforten der zerklüfteten Fjorde, haben sich die Norskes ihre Häuser hingebaut; schlicht, mit roten Satteldächern, wie bei uns, aber weit auseinanderliegend, eigenbrötlerisch und verschlossen. Dieser Hang zur Unabhängigkeit und Eigenbrötlerei drückt der ganzen Umgebung seinen Stempel auf.

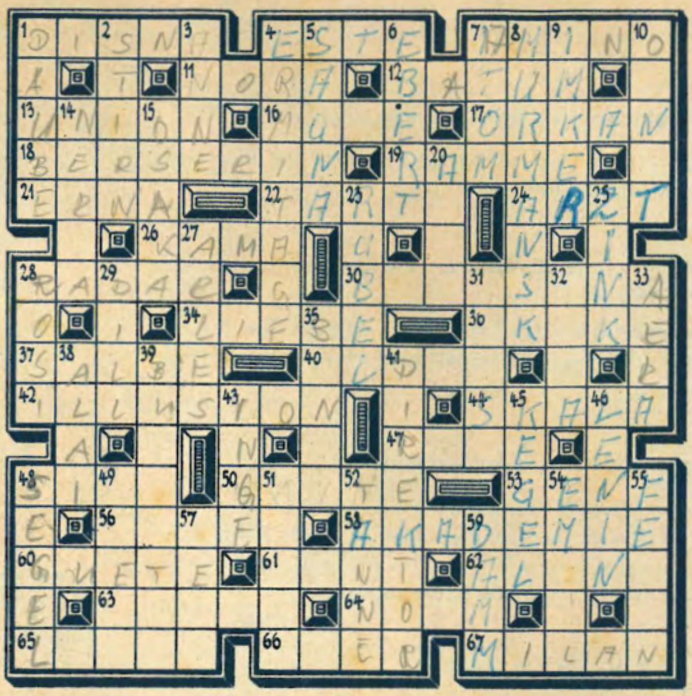
Das fruchtbare Ackerland reicht keineswegs für die Ernährung seiner Bewohner aus. Deshalb ist der Norweger auf das Meer angewiesen. Wie seine Vorfahren, die Wikinger und Normannen, lebt er in der Hauptsache vom Fischfang und von der Schiffahrt.

Als wir an der Funkkabine vorbeikommen, mischt sich die Brise aus dem Norden angenehm mit dem Duft von Kaffee. Da steckt auch schon der Funker sein bärtiges Gesicht aus dem Bullauge und lädt uns zu einem kleinen Kaffeeschnack ein. Die Funkerei ist ein herrliches Abenteuer. Viele tausend Seemeilen voneinander entfernt, kann man sich mit Freunden unterhalten. Die Atmosphäre trägt das Wort über die Weiten des Ozeans. Die Wellen des Tones wetteifern mit den Wellen der Meere, aber sie sind schneller: ehe die wütenden Wogen das Schiff überfallen, ist die eintönige Melodie des „Lang und Kurz" durch den Äther geflossen und hat einen Retter alarmiert. Wenn auch ringsumher die gewaltige Wasserwüste dein Herz kleinmütig und verzagt macht — solange die feinen Antennendrähte, Starkstromkabel, die silbernschimmernden Röhren und die leuchtenden Skalen arbeiten, bist du nicht allein. Heinz liebt dieses Abenteuer, und er ist froh über die Verantwortung, die man ihm übertragen hat. Während des Krieges saß er auf einem großen „Pott" als Marinefunker. Hier hatte man sich nicht nur gegen die blinde Natur zu wehren, sondern auch gegen die bestialische Intelligenz des Menschen. Es war kein ehrlicher Kampf, es war ein heimtückisches Spiel mit Präzisionsapparaten und totbringenden chemischen Verbindungen. Und auch die empfindlichen Funkgeräte wurden in den Bannkreis des Mordes gezogen. Heinz atmete auf, als dieser Bannkreis durchbrochen war. Viele scheiterten, fanden nicht mehr ins Leben zurück. Aber Heinz gehörte zu den anderen, zu denen, die arbeiten, lernen und leben mochten. Eigentlich wollte er Ingenieur werden; 1950 holte er an der ABF Potsdam sein Abitur nach; aber die See ließ ihn nicht los. Ein Jahr später ist er auf der Seefahrtsschule Wustrow. Und dann sitzt er endlich wieder vor der Taste, auf einem solide gebauten Schiff, das ins Nordmeer dampft, um Fische zu fangen.

Radio Rügen — Radio Rügen! Trawler Karl-Marx-Stadt befindet sich auf Fangreise ins Nordmeer.

Funker Heinz

AUS DER SOWJETUNION



Waagerecht: 1. Größter Nebenfluß des Dnepr, 4. Bewohner einer Sowjetrepublik, 7. organische Verbindungen, 11. Drama von Ibsen, 12. sowjetische Hafenstadt am Schwarzen Meer, 13. Vereinigung, 16. Schlamm- und Schuttstrom an Gebirgshängen, 17. starker Wind, 18. erster sowjetischer Stadtkommandant von Berlin, 19. Fallklotz, 21. weiblicher Vorname, 22. Stadt in der Estnischen SSR westlich vom Peipussee, 24. Mediziner, 26. größter Nebenfluß der Wolga, 28. Funkmeßverfahren, 30. Nebenfluß des Dnepr, der „Schicksalsfluß Napoleons", 34. starke Zuneigung, 36. Heiligenbilder, 37. Heilmittel, 40. Nebenfluß der Lena in Sibirien, 42. Schein, Täuschung, 44. Einteilung auf Meßgeräten, 47. altes Feldmaß, 48. kleine Deichschleuse, 50. Milchgefäß, 53. Stadt in der Schweiz, 56. inneres Organ, 58. Bildungsanstalt, 60. Sanftmut, Milde, 61. englische Grafschaft, 62. europäischer Süßwasserfisch der Karpfenfamilie, 63. Bischofsmütze, 64. Einheitsmuster, 65. Nebenfluß der Aller, 66. Stadt in Niedersachsen, 67. Raubvogel mit gegabeltem Schwanz.

Senkrecht: 1. Faßteil, 2. Kopfteil, 3. indische Münze, 4. Name eines Museums in Leningrad, 5. finnische Badestube, 6. Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, 7. Grundbaustein der Elemente, 8. Hafenstadt im Norden der UdSSR, 9. Bienenzüchter, 10. männlicher Vorname, 14. römischer Kaiser, 15. japanische Hafenstadt, 20. deutscher Erfinder, 23. sowjetische Währung, 25. Metall, 27. Stadt in Südostfrankreich, 28. Koseform eines Mädchennamens, 29. Gewürz, 31. Begriff der Vergangenheit, 32. griechischer Buchstabe, 33. Zeitraum, 35. Landschaft im südlichen Ungarischen Becken, 38. Kettengebirge im Süden der Kirgisischen SSR, 39. Tagesbericht, kurze Bekanntgabe, 41. Leiter, Vorsteher, 43. weiblicher Vorname, 45. geometrische Figur, 46. führender sowjetischer Revolutionär (1870—1924), 48. Teil mancher Schiffe, 49. tropische Harzart, 51. asiatisches Wildschaf, 52. Nadelholzgewächs, 54. Schmelzfluß, 55. sowjetischer Schriftsteller der Gegenwart, 57. Gemüse- und Futterpflanze, 59. Erdaufschüttung.

Auflösung aus Heft 7/55

Rätselschnecke:

Vom Außenfeld: Sinne, Tenor, Kiel, Brot, Karte, Tonne, Plan, Eidam, Ries, Selbmann, Ale, Baku, Becher. — Vom Innenfeld: Reh, Cebu, Kabel, Annam, Blesse, Irma, Dien, Alpen, Note, Traktor, Blei, Krone, Tennis.

Lustiges Silbenrätsel:

1. Gelbsucht, 2. Leihhaus, 3. Übersee, 4. Christrose, 5. Katzenbuckel, 6. Steinadler, 7. Pegel, 8. Fingerhut, 9. Eisenbart, 10. Nebelkrähe, 11. Neurose, 12. Irrlicht, 13. Gummibaum. — Glückspfennig.

Chefredakteur: Helmut Zemke. Herausgegeben vom Zentralrat der FDJ über Verlag Junge Welt. Redaktion „Neues Leben", Berlin W 8, Mohrenstraße 36/37, Telefon 20 04 61. Veröffentlicht unter Lizenz-Nr. 1307 des Amtes für Literatur und Verlagswesen der DDR. Bestellungen nehmen jedes Postamt und der Buchhandel entgegen. Anzeigenannahme: Verlag Junge Welt, Berlin W 8, Kronenstraße 30/31, Telefon 20 04 61, Apparat 326. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 1. Titelbild: Ulla, Rückenbild: Kittel („Wilhelm Tell"-Aufführung im Harzer Bergtheater), II. U. Krüger, III. U. Progress. Gestaltung Horst König, Schriftgrafik Fritz Beul und Gerhard Tag. Druck: (13) Berliner Druckerei, Berlin C 2, Dresdener Straße 43.

Natürlich haben Sie das gewußt!

Schlägt unser Herz bei Aufregung schneller?

Nein. – Das Herz schlägt bei gesteigertem Blutdruck lediglich kräftiger.

Hat die Giraffe eine schrille oder gedämpfte Stimme?

Die Giraffe hat überhaupt keine Stimme. Sie ist das einzige Tier, das keinen Laut oder Schrei von sich gibt.

Können Fische seekrank werden?

Ja. – In einem Becken an Bord eines mit dem Sturm kämpfenden Schiffes oder in einem Aquarium, das man stark hin- und herschaukelt, werden sowohl kleine wie große Fische seekrank.

Wieso duften die Blumen?

Legen wir das Blütenblatt einer Blume unter das Mikroskop, so sehen wir alle Zellen von einem farbigen Saft erfüllt, in dem eine Reihe verschiedener Kristalle oder Tröpfchen schwimmen. Es sind dies einmal kleine Klümpchen von Farbstoffen, die das Aussehen der Blume bestimmen und häufig schon mit bloßem Auge zu erkennen sind. Weiter aber sind es winzigkleine glänzende Kugeln, die aus ätherischen Ölen bestehen, leicht durch die Poren der Blüte verdunsten und dadurch unserem Geruchssinn als Duft der Blüte wahrnehmbar werden.

Rolf Kunze

merk Dir Namen und Zeichen

nur durch ihn

kannst Du Kühlung erreichen

*

WESTERHOLZ & KIRSTEIN

Dresden N 6, Helgolandstraße 5c Ruf: 5 00 82

MODELLBOGEN

für Flugzeuge und Schiffe sind bei allen Zeitungsvertriebsstellen der Deutschen Post zum Preise von 0,60 bis 0,80 DM erhältlich.

Zur Zeit im Handel:

„Delta-Düsenflugzeug" · „I L 12" – 2motoriges Verkehrsflugzeug · „Mig 15" Düsenflugzeug · „Frachtschiff Rostock" · „Grunau-Baby" – Segelflugzeug

Verlag Junge Welt · Vertrieb-Werbung · Bln. W8, Kronenstr. 30/31

Seit Generationen bewährt:
zur Möbelpflege
Glanzrein

DER VAGABUND

Ein ergreifender indischer Film, der demnächst in unseren Filmtheatern erstaufgeführt wird. Regisseur und Hauptdarsteller Radsh Kapur.

Bis auf die Stufe eines Diebes, Räubers, Totschlägers ist Radj, der Sohn eines hochangesehenen Richters, herabgesunken. Geächtet von der Gesellschaft, die ihm keine ehrliche Chance gibt, entledigt er sich seines Verführers, eines Banditenhäuptlings, und will schließlich mit eigener Hand auch seinen Vater richten, dessen grausamer Moral er sein Schicksal verdankt. Eine liebende Frau ist seine beredte Anwältin vor Gericht, und angeklagt ist am Ende eine ganze engstirnige Herrenkaste, die Ungezählte in Elend und Schuld treibt.

Preis 0,50 DM